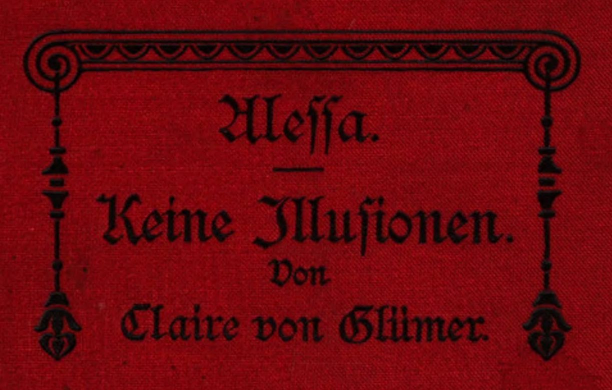
KD 40174

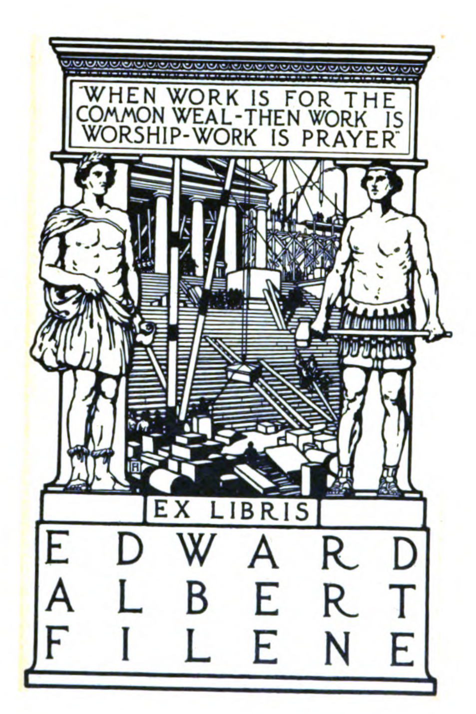
NEDL TRANSFER
HN 5FN8 5

ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.





D40174



ren
eln,
nde

olke
zu
ller
ns-

ge-
cken
eise
ge-

hren
esem
und
rund
dem
nüht

ist, aus allen neuen Erscheinungen der deutschen und fremdländischen Litteratur das Beste und Eigenartigste auszuwählen, wobei er alle Richtungen der modernen Litteratur — mit Ausnahme der krassesten Erzeugnisse des Naturalismus — gleichmäßig berücksichtigt.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 **Pf.** für den broschierten und 75 **Pf.** für den gebundenen Band bezo

G 5

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aidé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus d. Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alex. Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus d. Französ.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus d. Span.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey. (M. Bernhard.)
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bde.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus d. Französ. 2 Bände.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus d. Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Bützung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.

Hanna. Von Heinr. Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.

Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französ.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.

Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französ.

Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.

Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norweg.

Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Kinder des Südens. Von Rich. Voß.

Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.

Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Kinder der Excellenz. Von Ernst v. Wolzogen.

Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Aus dem Ital.

Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.

Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.

Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus d. Französischen.

Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.

Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.

Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.

Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.

Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.

Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus d. Englischen. 2 Bände.

Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.

Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.

Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.

Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.

Frau Regine. Von Emil Peschkau.

Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.

Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.

Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.

Mr. Barnes von New-York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.

Gertrudes Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.

Mia. Von Memini. Aus dem Italienischen.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 8.

Alessa.

Keine Illusionen.

Novellen

von

Claire von Glümer.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1888.

KD 40174



Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Alessa.



Erstes Kapitel.

Es war ein stürmischer Januarabend. Die Geheimerätin von Moorbrandt, eine blonde, helläugige Dame von einigen vierzig Jahren, saß allein, dem leeren Sessel des Gatten gegenüber, am Kaminfeuer und versuchte zu lesen; aber sie war zerstreut, lauschte auf den Nordost, der durch die stille Vorstadtstraße heulte, auf den Schnee, der, vom Winde gepeitscht, an den Fenstern niederrieselte, und sah immer wieder zu der Uhr hinüber, die auf dem Kaminsims tickte. Jetzt kam ein Wagen herangebraust und hielt vor dem Hause. Die Geheimerätin erhob sich, sagte sich jedoch, nach abermaligem Blick auf die Uhr, daß es nicht der Erwartete sein könne, und wer sonst kam, war gleichgültig: die Dienerschaft hatte Befehl, jeden Besuch abzuweisen.

Mit unterdrücktem Seufzen sank die Geheimerätin auf den Sessel zurück. „Wie schwer das Warten ist! Gut, daß Fritz nicht sieht, wie schlecht ich mich darauf verstehe,“ sagte sie zu sich selbst, indem sie ihr Buch wieder aufnahm.

Aber nun wurde ungestüm an der Vorsaalthür geklingelt; eine Männerstimme, bei deren Klang Frau von Moorbrandt aufs neue in die Höhe fuhr, ließ sich hören; im nächsten Augenblicke trat ein großer, schlanker Mann mit dunklem Haar und Vollbart in die Thür, eilte mit dem Ausrufe: „Liebe Schwägerin!“ auf sie zu und umarmte sie. Es sah aus, als ob er die zarte Gestalt zerdrücken müßte.

„Albrecht!“ hatte sie ihm mit freudiger Ueberraschung entgegengerufen; aber als sie sich aus seinen Armen losmachte, lag eine gewisse Verlegenheit auf ihrem Gesicht, und mit gepreßtem Tone sagte sie: „Wie seltsam, daß du gerade heute kommst ...“

„Wo ist mein Bruder?“ fiel er ihr ins Wort.

„Fritz muß gleich wieder hier sein,“ antwortete sie. „Wie wird er sich freuen! Er ist nach dem Bahnhofe gefahren, um Alessa abzuholen.“

„Alessa?“ wiederholte Albrecht. „Die kommt noch, und ihr nehmt sie wirklich auf?“

„Warum sollten wir nicht?“ fragte die Geheimerätin.

„Weil sie euch in unerhörter Weise am Narrenseil herumgezerrt hat . . .“

„Albrecht!“ fiel Frau von Moorbrandt vorwurfsvoll ein.

„Ist der Ausdruck nicht salonfähig?“ fragte er. „An dergleichen wirst du dich nun wieder gewöhnen müssen, arme Luise! Der wilde Moorbrandt, wie man mich zu nennen beliebt, ist durch dies letzte Jahr in der Wildnis nicht zahmer geworden.“

„Wir stutzen dich wieder zurecht,“ antwortete die Geheimerätin mit sanftem Lächeln. „Bitte, setze dich und erzähle, was dich so unerwartet zu uns zurückbringt.“

Er warf sich in den Sessel, der ihr gegenüberstand, strich das volle dunkle Haar, in das sich einige Silberfäden mischten, von der Stirn zurück, atmete tief auf, und in die scharfblickenden, graublauen Augen kam ein sanfterer Ausdruck, während er, sich im Zimmer umsehend, sagte: „Was mich zurückbringt? Wenn ich das wüßte! Möglicherweise dieselbe Rastlosigkeit, die mich fortgetrieben hat, oder eine Art Heimweh, oder das Bedürfnis nach körperlichem Ausruhen. Das Reisen im Inneren Afrikas ist ziemlich anstrengend.“

„Man sieht es dir an,“ meinte die Geheimerätin und warf einen besorgten Blick auf sein hageres, tiefgebräuntes Gesicht. „Hoffentlich fühlst du dich nicht krank?“

Er schien ihre Frage nicht gehört zu haben, denn statt darauf zu antworten, fuhr er fort: „So bin ich denn in das alte, liebe Nest zurückgekommen und finde es genau so wieder, wie ich es verlassen habe: mild durchwärmt und erleuchtet, von denselben sanften Blumendüften durchweht; selbst daß Alessa, die damals kommen sollte, jetzt wirklich einzutreffen geruht. . . . Was hat sie denn endlich dazu bestimmt? In meines Bruders letztem Briefe, den ich vor vierzehn Tagen in Tanger vorfand, war noch keine Rede davon.“

„Sie hat sich erst vor neun oder zehn Tagen angekündigt,“ antwortete Frau von Moorbrandt. „Ihre Erb-

schaftsangelegenheiten in Petersburg wären zu Ende, schrieb sie, und wenn wir nicht anders verfügten, würde sie kommen."

„Und sofort habt ihr guten Menschen Herz und Haus in Bereitschaft gesetzt, sie zu empfangen, nicht wahr?"

„Was hätten wir andres thun sollen?" fragte die Geheimerätin. „Meiner Lieblingsschwester einziges Kind ..."

Albrecht zuckte die Achseln.

„Darüber werden wir uns nie verständigen," sagte er, und die Schürstange ergreifend, schlug er in die Kohlen, daß ein Funkenregen weit ins Zimmer sprühte; dann fuhr er in grollendem Tone fort: „Wie ist es möglich, sich so mißbrauchen zu lassen! Deiner Lieblingsschwester einziges Kind ist über zwanzig Jahre alt geworden, ohne sich um dich zu kümmern."

„Unsre Schuld, lieber Albrecht!" fiel Frau von Moorbrandt ein. „Als uns mein Schwager Harthaus den Tod seiner Frau anzeigte, war ich zu krank, um zu antworten. Schwester Cölestine aber — du weißt, sie hat den Groll über Antonies Heirat mit Doktor Harthaus nie überwunden — Schwester Cölestine schrieb dem tiefgebeugten Manne, er wäre Antonies Mörder. Das Klima von Petersburg, in das er die zarte Blume verpflanzt, und das Heimweh nach den Ihrigen hätten sie getötet. Später habe auch ich geschrieben; aber Cölestines Rücksichtslosigkeit war nicht mehr gut zu machen. Harthaus hat nie geantwortet, und auch Alessa, die damals zehn Jahre alt war, nicht schreiben lassen."

„Und doch findet ihr es selbstverständlich, daß er euch zwölf Jahre später die Tochter aufbürdet!" rief Albrecht, und als Frau von Moorbrandt antworten wollte, fuhr er, die Hand ausstreckend, eifrig fort: „Laß nur — ich weiß, was du sagen willst: ‚Hilfreich sei der Mensch' — zugestanden! Nur darf er nicht zu weit darin gehen, sonst wird es Schwäche."

Frau von Moorbrandt sah lächelnd zu dem Schwager auf. „Das von dir zu hören, ist eigentümlich," meinte sie. „Wie war es denn mit deiner Reise nach San Francisco? Wenn ich mich recht erinnere, wurde sie unternommen, um den Sohn eines Freundes, einen leichtsinnigen jungen Menschen, der in schlimme Gesellschaft geraten war, zur Vernunft und nach Hause zurückzubringen."

„Ganz etwas andres, liebe Luise!" rief Albrecht. „Ich

hatte damals eine schlimme Zeit; es war mir zu eng im Hühnerstall; Zustände und Menschen quälten mich, und doch hatte ich nicht die Energie, mich loszureißen. So war der Reiseanlaß geradezu Erlösung für mich. Bei euch dagegen, wenn zwei Menschen sich so glücklich miteinander eingelebt haben, wie du und mein Bruder, so sollten sie diese Harmonie nicht frevelhaft dadurch gefährden, daß sie einen dritten heranziehen. Siehe Goethes Wahlverwandtschaften!"

Frau von Moorbrandt errötete. „Der Vergleich, lieber Albrecht, scheint mir durchaus unpassend," sagte sie mit leisem Vorwurfe.

„O weh, da habe ich dich schon wieder verletzt!" rief Moorbrandt, der nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückte. „Verzeihe, wir beide wissen ja, daß kein Vergleich völlig zutrifft. Du bist keine Charlotte, mein Bruder ist kein Eduard, Alessa hat nicht einen Zug von Goethes Ottilie, nicht einen! Sie wird sich vielmehr als rücksichtslose, launenhafte, anspruchsvolle junge Dame weiter zeigen, wie sie es bisher gethan hat. Oder, wie nennst du dies Wegbleiben, nachdem der sterbende Vater sie an euch gewiesen und ihr liebevoll bereit waret, sie aufzunehmen?"

„Ihre Erbschaftsangelegenheiten haben sie zurückgehalten ..."

„Unsinn, liebe Luise! Dergleichen Geschäfte überträgt man dem Advokaten. Ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren wird schwerlich etwas dabei thun können. Nein, deine Nichte hat einfach keinen Begriff von dem, was man andern schuldig ist; oder wenn sie es weiß, macht sie sich in Laune, in Willkür frei davon. Schon ihr Name zeigt, wie prätentiös sie ist. Warum nennt sie sich nicht Alexandrine, wie sie doch einmal heißt?"

„Antonie fand die kleinrussische Abkürzung Alessa — das Kind hatte eine kleinrussische Wärterin — anmutiger, als das russische ‚Sascha'," antwortete die Geheimerätin. „In liebevoller Erinnerung an die Mutter hat das junge Mädchen den Kindernamen behalten. Auch ich finde ihn hübscher, weicher, bescheidener, als Alexandrine."

„Gut, lassen wir den Namen auf sich beruhen," rief Albrecht. „Im übrigen bleibt alles genau so, wie ich es euch — freilich ohne jeden Erfolg — schon vor meiner Abreise gesagt; aber ich will dich noch einmal darauf hinweisen, noch einmal um eures häuslichen Glückes willen, bitten,

das fremde, störende Element nicht erst in euer Leben einzufügen."

„Aber was meinst du denn, das geschehen sollte?" fragte die Geheimerätin mit einiger Ungeduld. „Ich kann Alessa weder in der Vereinsamung lassen, der sie — wie ihr Vater schrieb — nach seinem Tode anheimgefallen ist, noch kann ich ein Mädchen von beinahe dreiundzwanzig Jahren in eine Erziehungsanstalt schicken."

Albrecht war aufgestanden und ging mit über der Brust gekreuzten Armen auf und nieder. Nach einer Pause antwortete er: „So bleibt nichts übrig, als sie zu verheiraten. Da sie Vermögen hat, wird das nicht schwer halten."

Die Geheimerätin schüttelte den Kopf. „Wenn Alessa ihrer Mutter gleicht, läßt sie nicht über sich verfügen," sagte sie halblaut vor sich hin.

Moorbrandt trat an den Mitteltisch, auf dem zwischen Albums und Blumensträußen mehrere eingerahmte Photographieen standen, nahm eine derselben, betrachtete sie eine Weile und sagte, indem er das Bild seiner Schwägerin reichte: „Sieh doch nur dies ernste, kalte Gesicht, diese stolze Haltung — ist da auch nur eine Spur von Antonies Liebreiz? Und was die seelische Aehnlichkeit betrifft — Antonie, an ihrer Tochter Stelle, wäre mit leidenschaftlichem Ungestüm in die Arme ihrer Verwandten geflüchtet, ihren Schmerz bei ihnen auszuweinen."

„Ich begreife dich nicht!" fiel Frau von Moorbrandt ein. „Niemand hat Antonies Leidenschaftlichkeit, die du jetzt zum Muster aufstellst, härter getadelt, als du . . ."

„Weil niemand so schwer darunter gelitten hat," sagte Albrecht; „und Leid macht ungerecht. Aber das ist lange vorüber — jetzt weiß ich, daß Antonie nur gethan hat, was sie mußte; wäre sie doch ohne diese mächtige Gefühlsströmung nicht sie selbst gewesen."

„Was sie mußte?" wiederholte Frau von Moorbrandt erstaunt; aber das Vorfahren eines Wagens gab ihren Gedanken eine andre Richtung. „Da sind sie!" rief sie, indem sie sich erhob. „Lieber Albrecht, wenn du es doch versuchen wolltest, Alessa ohne Vorurteile zu begegnen. Thue es mir zuliebe!"

„Vorurteile, ich, liebe Luise?" sagte er vorwurfsvoll.

Sie hörte ihn nicht; abwechselnd blaß und rot, stützte sie sich auf die Lehne des Sessels und blickte auf die Thür.

Gern wäre sie der Nichte entgegengeeilt; aber ihrem Manne waren Gefühlsäußerungen in Vorzimmern und auf Bahnhöfen unangenehm; so bezwang sie sich denn.

Albrecht war weniger rücksichtsvoll; in dem Augenblicke, als der Geheimerat von außen in den Vorsaal trat, riß er die Salonthür auf, stürzte mit dem Ausrufe: „Fritz, alter Junge!“ auf den Bruder zu und schloß ihn in die Arme, während eine verhüllte Frauengestalt an ihm vorbei der offnen Thür zuging, aus der ihr ein halb ersticktes: „Alessa, liebe Alessa!“ entgegenklang.

Die Geheimerätin brach in Thränen aus, als sie die Nichte umarmte; Alessa blieb scheinbar unbewegt.

„Liebe Tante, wie gütig du bist!“ sagte sie mit einem leise vibrierenden Tone, dessen dunkle Färbung an den Klang eines Cello mahnte. Dann half sie der Geheimerätin, die sich bemühte, sie aus Pelzen und Schleiern herauszuschälen. Als die Brüder eintraten, war sie eben damit fertig und stand im einfachen, schwarzen Reisekleide, mit blassem, müdem Gesichte neben der Tante, die von ihr um einen halben Kopf überragt wurde. Albrecht fand sie weniger schön, als er nach ihrer Photographie erwartet hatte.

Der Geheimerat, ein großer, starker Mann mit ergrauendem Haar und strengem, glattrasiertem Gesicht, trat auf sie zu.

„Liebe Alessa,“ sagte er mit gemessener Freundlichkeit, „laß dir meinen Bruder Albrecht vorstellen, der eben aus Afrika zurückkehrt.“

„Ob sie wohl je meinen Namen gehört hat?“ dachte Albrecht, indem er sich verbeugte; aber ihre Augen verrieten kein Interesse, kein Erinnern. Gleichgültig sahen sie zu ihm auf, während Alessa seinen Gruß erwiderte: große, dunkelgraue Augen, ohne Licht und Leben.

„Nicht die leiseste Aehnlichkeit mit ihrer Mutter!“ sagte Albrecht zu sich selbst; dann wendete er sich wieder seinem Bruder zu.

Die Geheimerätin war verletzt; sie hatte von ihm ein Wort des Willkommens für Alessa erwartet, wollte das junge Mädchen nicht zum Gefühl seiner Unfreundlichkeit gelangen lassen und sagte hastig: „Komm, Kind, ich bringe dich in dein Zimmer. Mein Kammermädchen wird dir behilflich sein, dich etwas aufzufrischen. Sobald du fertig bist, trinken wir Thee.“

Mit diesen Worten hatte sie den Arm der Nichte genommen und führte sie der Thür zu; aber ehe sie dieselbe erreichten, wurde an der Vorsaalthür geklingelt. „Ist sie da?“ fragte eine frische, fröhliche Stimme, und im nächsten Augenblicke flog eine helle Gestalt ins Zimmer, warf ihren weißen Mantel ab, und ein sehr junges Mädchen stand wie eine Verkörperung des Frühlings da. Das weiße, duftige Gewand, das die Elfengestalt umschloß, war mit Schneeglöckchen überstreut, und Schneeglöckchen schmückten das blonde, modisch aufgepuffte Lockenhaar, unter dem ein rosiges Gesicht mit einem Stumpfnäschen und weichen Kinderzügen hervorsah. Einen Moment blickten die lachenden blauen Augen umher, dann eilte die kleine Schönheit auf Alessa zu, warf die Arme um ihren Hals und küßte sie.

„Liebe, liebe Alessa, wie himmlisch, daß du endlich hier bist!“ rief sie. „Wer ich bin, weißt du doch? Nicht? Deine Cousine Erika von Tannberg. . . . Guten Abend, liebe Tante, lieber Onkel — ach! Da ist ja auch Onkel Albrecht!“ jauchzte sie auf, und im nächsten Augenblicke stand sie vor ihm, hielt seine Rechte in ihren Kinderhänden und fragte: „Hast du mir den kleinen Nubier mitgebracht, den ich mir bestellt habe?“

Wie gebannt hingen Alessas Augen an dem anmutigen Wesen. Erst die Worte der Tante: „Liebe Alessa, hier ist noch jemand, der dich begrüßen will,“ machten sie auf den Gardelieutenant aufmerksam, der gleich nach Erika eingetreten war und sich vor ihr verbeugte, während Frau von Moorbrandt fortfuhr: „Dein Vetter, Graf Udo Ostheimb, der Sohn meiner verstorbenen Schwester Bertha.“

„Und ich bin die älteste Tochter deiner Tante Cölestine,“ sagte Erika, die sich von Onkel Albrecht wieder zu Alessa wendete. „Wer Tante Cölestine ist, weißt du natürlich; ich habe noch vier jüngere Schwestern: Martha, Lisa, Hanna und Iduna, die ebenso begierig sind, die russische Cousine zu sehen, wie ich es war. . . . Morgen mußt du zu uns kommen; versprich es mir.“

„Gern,“ antwortete Alessa; „das heißt, wenn Tante Luise nicht anders bestimmt.“

„Du hast ganz über dich zu verfügen, liebes Kind,“ entgegnete die Geheimerätin; „aber ob du nicht zu müde sein wirst, um morgen schon Besuche zu machen? Auch jetzt sollst du nicht länger stehen! Komm, Erika, versuche ein Weilchen stillzusitzen.“

„Ich muß fort, liebe Tante!“ rief das junge Mädchen. „Mama wartet unten im Wagen; ich habe ihr keine Ruhe gelassen, bis sie mir und Udo erlaubt hat, einen Augenblick heraufzukommen. Länger darf ich nun aber nicht hier bleiben. Lieber Udo, meinen Mantel!“ Und während ihr Ritter mitten im Gespräch abbrach, um ihren Befehl zu erfüllen, fügte sie, Alessas Hand erfassend, hinzu: „Am liebsten wäre ich den ganzen Abend mit dir zusammen geblieben; aber es ist der Polterabend einer Freundin und mein erster Ball in Berlin. Gute Nacht! Gute Nacht!“

Dabei hatte sie für jeden der Anwesenden einen strahlenden Blick, hing sich dann an Udos Arm und zog ihn hastig fort.

„Ein reizendes Geschöpf,“ sagte Alessa, als die Thür hinter den beiden zugefallen war.

„Ja, hübsch ist sie und ein warmherziges kleines Ding,“ meinte die Geheimerätin.

„Aber gar zu ungezogen!“ fügte der Geheimerat hinzu; „ein wahrer Kobold. Cölestine sollte wirklich dazu thun, ihr klar zu machen, daß sie kein Kind mehr ist.“

„Das weiß sie längst,“ fiel Albrecht ein. „Seid ihr denn alle blind? Sie ist ja die vollendete kleine Kokette, die es auf Männlein und Weiblein abgesehen hat.“

Tante Luise widersprach; auch Alessa hätte das gern gethan, mußte ihm jedoch im stillen recht geben. Dabei fühlte sie eine gewisse Scheu vor dem scharfen Blick und Urteil dieses Mannes, eine Empfindung, die sich mehr und mehr verstärkte, als sie ihm bald darauf am Theetische gegenüber saß. So oft sie die Augen senkte, fühlte sie seinen beobachtenden Blick; ob er freundlich oder mißbilligend auf ihr ruhte, wußte sie nicht, und ebensowenig hätte sie sagen können, ob ihr Albrecht sympathisch oder unsympathisch war. Wurde sie in diesem Augenblicke von einer feinen Bemerkung, einem Ausdruck der Güte angezogen, so erschrak sie gleich darauf vor seiner Rücksichtslosigkeit und Härte. Der Geheimerat lächelte dazu, halb zerstreut, halb überlegen. Die Geheimerätin schien sich, trotz ihrer unverkennbaren Zuneigung für den Schwager, vor ihm zu fürchten, und Alessa, so gern sie hier und da Einwendungen gemacht hätte, fand nie das rechte Wort, es zu thun.

Vielleicht war ihre Müdigkeit schuld daran. Das Rütteln und Rasseln der langen Eisenbahnfahrt — sie war ohne Auf-

enthalt von Petersburg bis Berlin gereist — dröhnte und zitterte in ihren Nerven nach. So fühlte sie sich denn wie erlöst, als die Tante vom Theetische aufstand und ihr die Erlaubnis gab, sich zurückzuziehen.

„Ein angenehmes, verständiges Mädchen,“ sagte der Geheimerat, als sie gegangen war; „taktvoll, wie man es selten findet. Während ich suchend an der langen Wagenreihe hinging, kam ein Kofferträger auf mich zu, fragte, ob ich der Geheimerat von Moorbrandt sei, und als ich bejahte, trat Alessa vor und nannte ihren Namen; sie hätte mich nach meiner Photographie erkannt, sagte sie. Andre wären ohne weiteres auf den Onkel zugestürzt, sie schickt erst jemand und läßt sich erkundigen. Ich kann euch nicht sagen, wie mir das gefallen hat! Wenn sie in allen Dingen so korrekt ist, liebe Luise, wird es sich bequem mit ihr leben lassen.“

„Das hoffe ich auch!“ antwortete die Geheimerätin, aber ihr Ton verriet einen leisen Zweifel, und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ich muß gestehen, daß ich mehr Wärme erwartet und gewünscht hätte.“

„Wird schon kommen, laßt ihr nur Zeit!“ sagte der Geheimerat.

„Schwerlich!“ rief Albrecht. „Ich wenigstens halte sie für eine durch und durch kalte Natur, die sich jeden Augenblick vollkommen beherrscht, weil sie im Grunde genommen nichts zu beherrschen hat.“

Während so über Alessa geurteilt wurde, war diese aufatmend in ihr Zimmer getreten und hatte das Kammermädchen der Tante fortgeschickt. Endlich allein, endlich in Ruhe nach allem Wirrwarr, aller Aufregung des Aufbruches, der Reise, der Umschau in dem Kreise, in dem sie fortan leben sollte; endlich geborgen in der neuen Heimat, die ihr des Vaters Fürsorge ausgewählt und gütige Hände bereitet hatten.

„Geborgen?“ Mit dem Ausdrucke bittren Zweifels flüsterte sie das Wort vor sich hin, während sie auf einen Sessel sank und das Gesicht mit den Händen bedeckte. Konnte sie sich bergen vor der Qual der Erinnerung? Und hatte sie hier nicht dasselbe zu erwarten und zu fürchten, zu tragen und zu bekämpfen, wie in Petersburg? Nur schwerer war ihre Aufgabe geworden, da sie fortan unter Menschen leben sollte, die ein gewisses Anrecht an sie hatten,

ihr aber nicht nahe genug standen, um ihr rückhaltloses Vertrauen beanspruchen zu dürfen. Nein, wie sie das letzte Jahr in Petersburg allein gewesen war, blieb sie es auch hier — wollte und mußte es bleiben; sowohl um der Ihrigen willen, die sich nutzlos um sie sorgen würden, wie um ihrer selbst willen, der das Mitleid der Verwandten Qual und Demütigung gewesen wäre. So galt es denn, zu verhüllen, was sie am tiefsten schmerzte, zu verschweigen, was sie am meisten beschäftigte, und sich dabei dem neuen Lebenskreise so gut als möglich einzufügen.

„Ich will mir Mühe geben," sagte sie zu sich selbst, indem sie sich erhob, und für einen Moment leuchteten die müden Augen auf.

Zweites Kapitel.

Am folgenden Morgen saß in einem prunkhaft ausgestatteten, aber kalten, düsteren Eßzimmer der Oberst von Tannberg allein am Kaffeetische, rauchte seine lange Pfeife und las die Zeitung, ungestört von dem Lärm in der angrenzenden Kinderstube. Dagegen fuhr er augenblicklich aus seinem Behagen auf und stellte die Pfeife beiseite, als seine Frau eintrat. Sie war eine stattliche Erscheinung mit regelmäßigen Zügen, deren Schönheit jedoch durch den scharfen Blick der dunklen, glänzenden Augen — „Inquirantenblick" nannte ihn Albrecht Moorbrandt — beeinträchtigt wurde.

„Guten Morgen, liebe Cölestine!" sagte der Oberst, indem er sich erhob. „Schon ausgeschlafen nach dem Balle?"

„Du rauchst? Im Eßzimmer?" unterbrach sie ihn.

„Verzeihe, ich glaubte nicht, daß du so früh aufstehen würdest," suchte er sich zu entschuldigen.

„Lieber Tannberg," fiel sie ungeduldig ein, „es ist ja nicht um meinetwillen, daß ich dich bitte, dir hin und wieder eine kleine Gêne aufzuerlegen!" Und während sie sich am Tische niederließ und sich mit Kaffee versorgte, fuhr sie mit der Miene einer Märtyrin fort: „Was mich betrifft, so habe ich ja deine fürchterlichen Pfeifen so lange ertragen, daß ich für den kleinen Rest meines Lebens wahrlich nicht anfangen

würde, mich dagegen zu sträuben. Es handelt sich jetzt aber um unsre Position in Berlin. Wie kann ich beanspruchen, gute Gesellschaft bei mir zu sehen, wenn es in meiner Wohnung riecht wie in einer Schenke."

„Beruhige dich!" sagte der Oberst mit halb verlegenem, halb gutmütigem Lächeln. „Noch ist Polen nicht verloren; bis du wieder Gäste hast, ist das bißchen Tabaksrauch verweht."

„Darin könntest du dich irren," fiel sie ein, und ohne den Blick zu erheben, fuhr sie hastig fort, wie um jeden Widerspruch abzuschneiden: „Wir werden heute Gesellschaft haben, oder vielmehr unsern ersten jour fixe. Gestern waren bei Hohensteins die meisten unsrer Bekannten beisammen; ich habe ihnen gesagt, daß ich Donnerstag abend zu Hause bin und heute damit beginne. Die Hohensteinsche Hochzeit ist, da das junge Paar gleich nach dem Dejeuner abreist, kein Hindernis; im Gegenteil, man wird sich gern abends wieder zusammenfinden, um die Erlebnisse von gestern und heute zu besprechen, und so hoffe ich denn, für meinen ‚Tag' ein glänzendes Debut zu haben."

Während dieser langen Rede seiner Frau hatte der Oberst Mut gefaßt.

„Liebe Cölestine," sagte er, indem er seine hagere Gestalt noch straffer aufrichtete, „ich habe dir schon neulich erklärt, daß diese Art von Geselligkeit über unsre Kräfte geht ..."

„Und ich," unterbrach sie ihn, „habe dir geantwortet, daß wir der Zukunft unsrer Kinder dies Opfer schuldig sind. Du hast den Abschied genommen, um deine Töchter nicht in einer kleinen Garnisonstadt versauern zu lassen ..."

„Das heißt, du hast mich so lange gepeinigt, bis ich eingewilligt," brummte der Oberst.

Sie fuhr, ohne den Einwand zu beachten, fort: „Nun mußt du aber auch weiter sehen und gehen. Mir erscheint es als erste, dringendste Aufgabe, unsre Erika zu verheiraten, und um das zu können, bedarf es eines regen geselligen Verkehrs, im Hause sowohl wie außerhalb desselben, und — wenn nun einmal gerechnet werden soll, so ist der jour fixe jedenfalls die billigste Art und Weise, in der Gesellschaft Fuß zu fassen. Kaltes Büffett, ein Glas Wein, eine Tasse Thee — nimm es mir nicht übel, lieber Tannberg, es ist lächerlich, darüber Lärm zu schlagen!"

Der Oberst schwieg, wie immer, wenn seine Frau in diesem Tone sprach. Nach einer Pause fuhr sie etwas milder fort: „Was du, dem Anscheine nach, ein Recht hättest, mir vorzuwerfen, ist, daß ich etwas hastig zu Werke gegangen bin, die Sache nicht erst mit dir besprochen habe. Aber nach den Ereignissen des gestrigen Balles — laß dir erzählen!“

Sie lehnte sich im Sessel zurück und legte die weißen, reichberingten Hände übereinander, während der Oberst die Pfeife, die er eben hinter dem Stuhle vorgenommen hatte, um sich in sein Revier zurückzuziehen, seufzend wieder hinstellte. „Zu meiner Freude kann ich dir sagen,“ begann Frau von Tannberg von neuem, „daß deiner Tochter Debut in der großen Welt — es ist arg, daß du noch nicht danach gefragt hast! — alle meine Erwartungen weit übertrifft.“

„Das wußte ich!“ rief der Oberst, und sein Gesicht glänzte vor Freude. „Unsre Kleine ist ja überall die Hübscheste! Gewiß hat sie nicht einen Tanz versäumt?“

„Natürlich nicht,“ antwortete Frau von Tannberg; „aber damit wäre nichts gesagt. Die Quantität der Tänzer fällt weniger ins Gewicht, als die Qualität. Daß bei Hohensteins nur gute Gesellschaft war, versteht sich von selbst; die Tänzer größtenteils Gardeoffiziere, Kameraden des Bräutigams ...“

„Garde oder Linie, Offiziere sind immer gute Gesellschaft!“ sagte der Oberst gereizt.

Seine Frau beachtete die Unterbrechung nicht. „Unter diesen glänzenden Uniformen,“ fuhr sie fort, „machte sich durch die Eleganz seiner Haltung und Manieren ein junger Mann in Civil bemerklich: groß, schlank, schwarzes, glänzendes Haar, feiner schwarzer Schnurrbart über feinen, ironischen Lippen, auffallend blasser Teint und Augen, häßliche Augen eigentlich, wenigstens solange sie hell, gleichgültig, müde sind. Sie können aber auch dunkel und feurig aussehen. So wurden sie, wenn er unsre Erika ansah — und er hat, nachdem er sie einmal bemerkt, den Blick kaum von ihr abgewendet.“

„Ei, ei, Alte, du bist ja ganz elektrisiert!“ rief der Oberst und erschrak; seine Frau hatte sich die Benennung „Alte“ streng verbeten. Diesmal schien ihr der Verstoß entgangen zu sein.

„Nicht ich allein, die ganze Gesellschaft interessierte sich für den Fremden," erzählte sie weiter. „Er ist ein Fürst Kurägin; seine Familie soll zu dem ältesten russischen Adel gehören, sehr begütert sein und sich der besondern Gunst des Kaisers erfreuen. Das war leider alles, was man erfuhr. Der junge Hohenstein hat den Fürsten, ich weiß nicht wo, kennen gelernt und ihn bei seinen Eltern eingeführt. Wie er zu Erika gesagt hat, tanzt er eigentlich nicht mehr, hat aber um ihretwillen wieder angefangen, hat zwei Françaisen und einen Walzer mit ihr getanzt und war unglücklich, daß sie den Cotillon schon vergeben hatte. Außer Erika hat er nur noch die Braut engagiert; die übrige Zeit stand er an einen Thürpfosten gelehnt und ließ unsre Kleine nicht aus den Augen. Auch beim Souper setzte er sich ihr gegenüber, und seine Eifersucht auf Udo, der Erika zu Tische geführt hatte, war unverkennbar. Natürlich hat er sich mir vorstellen lassen, hat gebeten, mir seinen Besuch machen zu dürfen, und wenn er, wie ich erwarte, heute morgen kommt, werde ich ihn zum Abend einladen."

„Liebe Cölestine," rief der Oberst mit sichtlichem Unbehagen, „du meinst doch nicht, du willst doch nicht ..."

„Ja, ich will dem Fürsten, auf den Erika offenbar Eindruck gemacht hat, Gelegenheit geben, sie öfter zu sehen. Verstehst du nun, was mein jour fixe bedeutet?"

„Ich fürchte, ja; aber dich verstehe ich nicht," antwortete der Oberst. „Bisher warst du überzeugt, daß Erika und Udo füreinander bestimmt sind, und hast den guten Jungen in einer Weise bevorzugt ..."

„Das hätte er sich zu nutze machen sollen," fiel Frau von Tannberg ein; „seit wir hier sind, das heißt seit länger als einem Vierteljahre, sieht er sie täglich, amüsiert sich himmlisch mit ihr, macht ihr den Hof — und weiter kommt es nicht."

„Laß ihnen nur Zeit, liebe Cölestine! Sie sind beide so jung, Erika noch ein wahres Kind."

„Erika wird siebzehn Jahre alt," sagte Frau von Tannberg. „Ich wünsche, sie verheiratet, wenigstens verlobt zu sehen, ehe Martha in die Welt tritt. Außerdem ist mir ein Fürst Kurägin als Schwiegersohn doch noch lieber, als unser guter Udo."

„Mir aber nicht!" rief der Oberst. „Es thut nicht gut, solch ein wildfremdes Element in die Familie aufzu-

nehmen, und wie du so bereit sein kannst, den wackeren Udo, der wie ein Sohn zu uns steht und jede mögliche Bürgschaft für das Glück unsres Kindes bietet, durch einen Unbekannten verdrängen zu lassen, das begreife ich nicht."

„Das braucht auch nicht zu geschehen," antwortete Frau von Tannberg mit überlegenem Lächeln. „Udo wird Martha heiraten. Sie ist zwar nicht so hübsch wie Erika, aber dafür hat sie ihr schönes musikalisches Talent. Laß mich nur machen! Ein für allemal aber sage ich dir: freie Hand muß ich haben! Fünf Töchter ohne Vermögen standesgemäß zu verheiraten, ist heutzutage eine Riesenaufgabe. . . . Da kommt Erika!" unterbrach sie sich selbst und wendete sich lächelnd der Tochter zu, die ihr die Hand küßte, den Vater umarmte und dann, wie er mit Bedauern sah, weniger rosig und helläugig als sonst, am Kaffeetische Platz nahm.

Dafür war sie um so gesprächiger, erzählte fröhlich von ihren Ballerlebnissen, versicherte, es wäre tausendmal schöner gewesen, als sie erwartet, und wenn ihr liebes, einziges Väterchen mitgegangen wäre, so hätte nichts, gar nichts zu ihrem Glücke gefehlt. „Künftig wirst du uns begleiten," fügte sie hinzu; „es sind ja auch ernsthafte Leute da, mit denen du dich unterhalten kannst. Ach, dabei fällt mir ein: hat dir Mama gesagt, daß Onkel Albrecht zurückgekommen ist?"

„Moorbrandt?" rief der Oberst, sichtlich erfreut.

„Mein Himmel, wie habe ich das vergessen können!" sagte Frau von Tannberg. „Ich muß ihn durchaus heute abend hier haben! Ein Afrikareisender ist so etwas Besondres! Auch Alessa muß eingeladen werden."

„Luise und Fritz doch auch," schaltete der Oberst ein.

„Natürlich, eingeladen werden sie," antwortete Frau von Tannberg; „ich weiß jedoch zum voraus, daß sie ablehnen. Fritz hat jedenfalls zu thun; Luise muß ihm Thee einschenken, und ich will sie in dieser wichtigen Aufgabe nicht stören. Alessa kann bei mir auch ohne sie erscheinen, und für die Her- und Hinfahrt ist der alte Anton Schutz genug. Am meisten liegt mir aber daran, Albrecht Moorbrandt hier zu haben. Du wirst hingehen, lieber Tannberg, wirst erklären, wie plötzlich sich mein ‚Abend' arrangiert hat, und wirst mir jedenfalls Albrechts Zusage bringen, ich zähle fest darauf. Alessa sage noch, daß sie nicht erst Besuch zu machen brauche; sie würde uns nur stören — der Tag ist so schon überreich besetzt."

Der Oberst ging — was sollte er anders thun? Wie gewöhnlich, hatte er sich auch diesmal überzeugt, daß es für ihn vergebene Liebesmühe war, einem Vorhaben seiner Frau zu widerstreben. Aber obwohl er sich ihrem Auftrage gewissenhaft unterzog, brachte er nicht den erwünschten Bescheid. Albrecht hatte erklärt, daß er im Laufe des Nachmittags nach Kaltdorf, seinem Gute fahren müsse, und Alessa war zu müde von der Reise, um heute schon in Gesellschaft zu gehen.

Selbstverständlich war Frau von Tannberg ungnädig über diesen Mißerfolg. Daß Alessa nicht käme, wäre mehr als rücksichtslos, erklärte sie in ihrem schärfsten Tone; was aber Albrecht beträfe, so wäre die Fahrt nach Kaltdorf nur ein Vorwand. „Wenn ich ihn nur gesprochen hätte!“ fügte sie hinzu. „Es ist freilich eine alte Geschichte: was ich nicht selbst in die Hand nehme, vor allem, was ich dir anvertraue, lieber Tannberg, das wird verpfuscht.“

Mit diesem Zeugnis durfte sich der Oberst zurückziehen, während sich seine Frau den großen Tagesaufgaben — Erikas Toilette zu der Hohensteinschen Trauung und den Vorbereitungen für ihren Abend — zuwendete.

Uebrigens zweifelte auch die Geheimerätin an der Notwendigkeit der Kaltdorfer Fahrt, und als sie nach dem Mittagessen mit Albrecht allein blieb, sagte sie ihm das. „Ich fürchte, Alessa ist's, die dich forttreibt,“ fügte sie hinzu.

„Nein, Cölestine thut es,“ gab er gut gelaunt zur Antwort. „Hast du nicht gehört, daß der wackere Tannberg sagte, sie wolle mich für ihren Abend als Afrikareisenden haben? Zu solcher Komödie gebe ich mich nicht her und ebensowenig zu einer sogenannten Notlüge. Es bleibt also nichts übrig, als auszureißen. Aber ich komme bald wieder — trotz Alessa.“

„Sie ist dir also nicht antipathisch?“ fragte die Geheimerätin.

„Durchaus nicht! Aber, wie du selbst empfunden hast, ist sie kalt und läßt kalt — Marmor innen und außen.“

In diesem Augenblicke trat Alessa in die Thür. „Tante Luise, Herr von Moorbrandt,“ sagte sie mit einer Bewegung, die Albrechts Urteil widersprach, „dies kleine Buch, das mein Papa von seiner letzten Reise mitgebracht, habe ich eben beim Auspacken zum erstenmal geöffnet und darin ein Blatt von der Hand des Verstorbenen gefunden. Es gibt

mir einen Auftrag an Sie, Herr von Moorbrandt, enthält einen späten Dank. . . . Aber hören Sie den Toten selbst."

Mit diesen Worten hatte sie aus einem eleganten Taschenbuche von Tulasilber ein beschriebenes Blatt genommen und entfaltet. Albrecht streckte abwehrend die Hand aus. „Nicht doch, liebes Fräulein, lesen Sie nicht!" sagte er. „Ich kann mir denken, um was es sich handelt — eine alte, vergessene Geschichte."

„Nein, nein, nicht vergessen!" fiel ihm Alessa ins Wort. „Sie werden sich überzeugen, wie lebendig meines Vaters Erinnerung geblieben ist, und wie er sein Unrecht gegen Sie bereut! Auch du, liebe Tante, wirst die Güte haben, anzuhören, was er schreibt; du wirst ihn daraus besser kennen lernen, als aus allem, was ich ihm nachrühmen könnte."

Ihr blasses Gesicht hatte sich gerötet, während sie sprach, und ihre Augen glänzten durch Thränen. Albrecht fand sie überraschend schön in dieser Erregung, und die Geheimerätin, die sich warm berührt fühlte, zog sie neben sich auf das Sofa und sagte herzlich: „Lies, liebes Kind!" Albrecht lehnte sich ergebungsvoll in den Sessel zurück.

„Ehe ich lese," antwortete Alessa, „muß ich erzählen, unter welchen Verhältnissen der Brief geschrieben wurde. Du, liebe Tante, erinnerst dich, daß mein armer Vater in Moskau, wohin er gegangen war, um eine Erbschaft zu erheben, am Krankenbette armer Leute von dem typhösen Fieber angesteckt wurde, das seinem Leben ein Ende machen sollte. Als er nach Petersburg zurückkam, war er nur noch halb bei Besinnung. Dies Blatt scheint er kurz vor der Abreise von Moskau geschrieben zu haben; die ungleichen Schriftzüge und abgerissenen Sätze verraten, wie schwer es ihm geworden ist, und bei der Heimkehr hat er nicht mehr daran gedacht, es mir zu geben."

Alessa drückte das Taschentuch an die Augen, faßte sich und las:

„Mein liebes Kind! In wenigen Stunden trete ich zwar die Rückreise an, aber wer weiß in welchem Zustande ich ankomme. Das Fieber nimmt trotz aller Gegenmittel unaufhaltsam zu. Darum will ich, solange es noch angeht, niederschreiben, was ich vielleicht nicht mehr sagen kann. In allen äußerlichen Dingen ist mein Haus bestellt. Du wirst aus-

führen, was ich in Bezug auf meine Hinterlassenschaft sowohl, wie in Bezug auf Dich selbst in meinem Testamente angeordnet habe. An die Verwandten Deiner Mutter habe ich geschrieben; ich hoffe, daß Dir bei ihnen, um Deiner Mutter willen, ein warmer Empfang zu teil wird. In ihrer Heimat, wie hier, war sie aller Liebling, die Zierde und Freude des Kreises, dem sie angehörte.

„Nur einem hat sie wehgethan, Albrecht von Moorbrandt, dem jüngeren Bruder ihres Schwagers. Sie war mit ihm verlobt, als ich sie bei einem Besuche in der Vaterstadt kennen lernte und mit unwiderstehlicher Leidenschaft an mich riß. Sie mußte mich lieben! Moorbrandt, ein edler, feinfühlender Mann, gab sie augenblicklich frei. Den Widerstand des Vormunds und der Geschwister zu besiegen, gelang mir — oder vielmehr Antonies Bitten; ihr konnte niemand widerstehen. Nur eine halbjährige Trennung wurde uns auferlegt, um ihr Herz zu prüfen. Ich kehrte inzwischen nach Petersburg zurück, wo ich seit Jahren als Arzt thätig war, bereitete mein Haus zum Empfang seiner Herrin und machte mich, sobald der ersehnte Herbst herangekommen war, auf den Weg nach Berlin.

„Gleichzeitig mit mir zog aber auch die Cholera gen Westen. Unterwegs wurde ich von der Seuche befallen. Auf einer kleinen Station zwischen Königsberg und Elbing schaffte man mich aus dem Wagen, legte mich in einem Schuppen auf alte Pferdedecken, die sich zufällig vorfanden, und überließ mich dort meinem Schicksale, das heißt dem sicheren Tode; denn die Furcht vor der Seuche war in jener häufig davon heimgesuchten Gegend stärker als das Gefühl der Barmherzigkeit. Aber schon war der Retter da. In Königsberg hatte zufällig Albrecht Moorbrandt den Zug bestiegen, mit dem ich fuhr. Er hatte mich aus dem Coupé schaffen sehen, hatte mich erkannt und eilte, mir Hilfe zu leisten. Ohne Arzt, ohne Medikamente, ohne Beistand irgend welcher Art, blieb der Mann, dem ich das Liebste genommen hatte, an meiner Seite, während ich mit dem Tode rang. Tag und Nacht holte er frisches Wasser vom Brunnen, gab mir zu trinken, rieb mir die erstarrenden Glieder, und als — dank seiner Thatkraft! — die Gefahr vorüber war, verschwand er, ohne sich nur danken zu lassen ...“

„O Albrecht, warum hast du uns nie davon gesagt!“ rief die Geheimerätin. Er warf mit einer Gebärde von

Ungeduld den Kopf zurück, und Alessa, die am Weiterlesen verhindert zu werden fürchtete, fuhr ohne Zaudern fort:

„Und nun, mein Kind, habe ich mich eines schweren Unrechts anzuklagen: ich habe Deiner Mutter verschwiegen, was Moorbrandt an mir gethan — ob aus Eifersucht, ob in dem Gefühl, daß ich an seiner Statt nicht so großherzig gewesen wäre — ich weiß es nicht. Anfangs redete ich mir ein, es geschähe aus Schonung, um sie nicht nachträglich zu erschrecken; dann kam ein Schamgefühl über mich, welches mir vollends unmöglich machte, ihr zu zeigen, wie edel der Mann war, den sie um meinetwillen aufgegeben hatte, und endlich gewöhnte ich mich an meine Herzensfeigheit, fühlte sie nicht mehr, bis es zu spät war — bis Deine Mutter im Sarge lag.

„Wie traurig seitdem mein Leben war, Du hast es gesehen, hast es mit empfunden, armes Kind! Wenn Du Albrecht Moorbrandt siehst, so sage ihm, daß mich vielleicht mehr noch, als der Verlust der angebeteten Frau, das Bewußtsein zu Boden gedrückt hat, ihrer Liebe nicht in vollem Maße wert gewesen zu sein; danke ihm, wie sie ihm gedankt haben würde, und bitte ihn, mir zu verzeihen. Ich selbst habe es nicht gekonnt; bis in den Tod hinein wird mich das Bewußtsein der unbezahlten Ehrenschuld verfolgen ...“

„Genug, genug! Das ist grundlose Selbstquälerei,“ fiel Albrecht ein, indem er sich erhob. „Harthaus hatte nicht die mindeste Ursache, mir dankbar zu sein. Nur um Antonies willen bin ich ihm zu Hilfe gekommen, nur um sie womöglich vor einem Schmerze zu bewahren, dem sie erlegen wäre.“

Darauf sah er nach der Uhr, murmelte, daß er seine Reisetasche packen müsse, und verließ das Zimmer.

„So macht er es immer; Dank ist ihm unerträglich,“ sagte die Geheimerätin. „Aber trotz seines rauhen Wesens darfst du ihn nicht verdammen, liebes Kind.“

„Ich ihn verdammen? Gewiß nicht, liebe Tante!“ antwortete Alessa und sah mit leuchtenden Augen zu der Geheimerätin auf. „Sein jetziges Benehmen ergänzt ja nur, was des Vaters Brief von ihm erzählt; es beweist mir, daß er ebenso feinfühlend, wie großherzig ist.“

Frau von Moorbrandt wußte nicht, wie Alessa das meinte; aber im Verkehre mit ihrem Gatten hatte sie sich

gewöhnt, stillschweigend hinzunehmen, was sie nicht faßte. Das that sie auch jetzt.

Als Albrecht zurückkam, um Abschied zu nehmen, fand er Alessa allein im Salon. Sie saß am Kaminfeuer, hielt das Notizbuch von Tulasilber in den Händen und war so tief in Gedanken versunken, daß sie erst aufblickte, als Albrecht an sie herantrat. „Sind Sie mir böse?“ fragte er und setzte sich ihr gegenüber. „Mein Abbrechen sah unfreundlich aus, war aber nicht so gemeint.“

„Das habe ich gefühlt,“ gab sie zur Antwort. „Sie wollten mir das Weiterlesen ersparen, sahen in dem Briefe eine Beschämung für den Toten, wie für mich ...“

„Wie gut Sie mich verstehen!“ fiel Albrecht ein.

„Sie mich dagegen gar nicht,“ fuhr Alessa mit erregter Miene fort. „In meinen Augen ist der Vater durch diese Beichte nur gewachsen! Wie warmherzig mußte er sein, wie vorwurfsfrei sein Leben, daß er die Unterlassungssünde nach Jahren noch so schwer empfand, so tief bereute! Und daß er es ausspricht ...“

Sie preßte die Hände zusammen, atmete schwer und fügte nach einer Pause, wie mit sich selber sprechend, hinzu: „Hätte er das nur früher gethan, mir früher vertraut, was ihm auf der Seele lag! Da ich niemals einen Fehler, eine Schwäche, ein Unrecht an ihm gefunden, stand er mir zu hoch, blieb er mir zu fern, zu unerreichbar.“

Wieder trat eine Pause ein; dann fragte Albrecht: „Und Ihre Mutter, Alessa, ist sie glücklich gewesen?“

„Sehr glücklich,“ antwortete sie; „ich würde sagen, vollkommen glücklich, hätte mein Vater sie nicht so viel allein lassen müssen. Von ihm getrennt zu sein, machte sie geradezu krank. Aber trotzdem war unser Familienleben, bis meine Mutter starb, das schönste, erquicklichste, das ich mir denken kann.“

„Ich danke Ihnen — Sie befreien mich von quälenden Zweifeln,“ sagte Albrecht. „Hier war so viel von Antonies Heimweh die Rede, daß ich fürchten mußte, ich hätte besser gethan, die Braut gewaltsam festzuhalten.“

„Nein, gewiß nicht; Sie haben das Richtige gethan!“ rief Alessa. „Meine Mutter hatte die freundlichsten Erinnerungen an ihre Heimat bewahrt; sie wurde nicht müde, mir davon zu erzählen; einst mit dem Vater und mir in Berlin leben zu können, war ihr Traum. Aber ohne meinen Vater wäre sie hier verschmachtet und vergangen.“

Mit gesenktem Kopfe hatte Albrecht zugehört; jetzt sah er auf und fragte: „Hat sie Ihnen auch von mir erzählt?“

Alessa wurde rot; ihre Antwort mußte ihm weh thun, aber die Unwahrheit zu sagen, war ihr nicht möglich.

„Nein,“ erwiderte sie, „ich habe Ihren Namen nie gehört.“

Albrecht stand auf. „Das bittre Wort der freimachenden Wahrheit,“ sagte er vor sich hin, und als Alessa bestürzt zu ihm aufsah, fügte er freundlich hinzu: „Nehmen Sie das Bibelwort nicht zu schwer, liebes Kind; es handelt sich nur um eine letzte, thörichte Illusion. Von meiner Liebe bin ich sehr bald frei geworden und ich habe es immer wie eine Ironie empfunden, wenn die Meinigen einen wandernden Toggenburg in mir sehen wollten. Sie wollten es einmal so, hatten auch weit eher Verständnis dafür, als wenn ich ihnen gesagt hätte: Was mich von euch forttreibt, das ist die Unzufriedenheit mit der Gesellschaft, in der ihr euch bewegt, die Unselbständigkeit eures Urteils; euer Respekt vor Tagesgötzen und ererbten Götzen; euer Mangel an moralischem Mut; die Enge der Verhältnisse, in die ihr euch selbst und andre einsperrt; euer Anfeinden jeder Individualität, die über das Maß des Gewöhnlichen hinausragt; euer ewiges Rechnen und Wägen — und so weiter und so weiter. ... Verzeihen Sie — ich weiß nicht, wie ich dazu komme, Sie mit dergleichen zu belästigen.“

„Jetzt kränken Sie mich,“ sagte Alessa. „Glauben Sie, ich könnte Sie nicht verstehen? Was Sie da sagen, ist ungefähr dasselbe, was ich so und so oft in Bezug auf russische Verhältnisse von meinem Vater gehört habe. Ich glaubte freilich, daß es in Deutschland anders wäre — besser.“

Er sah lächelnd in ihr erregtes Antlitz. „Ich wünsche von Herzen, daß Sie dies Bessre finden,“ antwortete er, „und bitte Sie, es mir zu sagen, wenn Sie es gefunden haben. Aber ich muß fort, muß mich noch von Bruder und Schwägerin verabschieden. Leben Sie wohl — auf Wiedersehen!“

Sie schüttelten sich die Hände wie alte Freunde, und während Albrecht in die frühe, schneedurchleuchtete Dämmerung hinausfuhr, kehrten seine Gedanken wieder und wieder zu Alessa zurück. Sein Urteil über sie war: keine Spur von Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, keine Spur von deren

Holdseligkeit, aber ein schönes, eigenartiges Geschöpf — zu eigenartig, um sich im Hause meines Bruders wohl fühlen zu können.

Drittes Kapitel.

Albrechts Befürchtungen gingen, was das äußere Leben betraf, nicht in Erfüllung; überraschend schnell fügte sich Alessa der fest geregelten, beinahe pedantischen Ordnung des Moorbrandtschen Hauses ein. Die kleinen Obliegenheiten, die sie der Tante abnehmen durfte, besorgte sie mit peinlicher Genauigkeit; sie war zur bestimmten Minute bereit, mit spazieren zu gehen, auszufahren, Besuche zu machen oder dem Onkel die Zeitung vorzulesen, und fühlte sich, scheinbar wenigstens, in ihrer häuslichen Unterordnung so zufrieden, als hätte sie nie ein eignes Hauswesen geleitet. Auch den Luxus, von dem sie in Petersburg umgeben gewesen war, wie die Geheimerätin aus den Briefen der verstorbenen Schwester wußte, schien sie nicht zu vermissen. Sie freute sich über jede Blume, die an dem Fenster ihres kleinen Wohnzimmers aufblühte; über jeden Kupferstich, der ihre Wände schmückte: über jedes bekannte und geliebte Buch, das sie in ihrem Bücherschränkchen wiederfand. Als Tante Luise bedauerte, ihr für diesen Winter wenig Geselligkeit bieten zu können, weil des Onkels Gesundheitszustand und Arbeitslast eine Beschränkung des Umgangs auf den engsten Freundeskreis zur Notwendigkeit gemacht, versicherte sie, daß ihr ein einförmig-stilles Leben das willkommenste sei. Nach dem Tode des Vaters, fügte sie hinzu, hätte sie in völliger Abgeschiedenheit gelebt und sich so darin eingesponnen, daß sie sich einem großen Gesellschaftsverkehr kaum mehr gewachsen fühle.

So hatte sie denn auch das Anerbieten der Tante Cölestine, sie in ihrem Kreise einzuführen, mit solcher Bestimmtheit abgelehnt, daß Frau von Tannberg, welcher Alessa ohnehin nicht sympathisch war, sich nun entschieden gegen sie erklärte, sie eigensinnig und undankbar nannte.

Onkel Fritz dagegen fuhr fort, sie als bequeme Hausgenossin zu preisen, während Tante Luise dem Tadel der

Schwester in ihrer sanften Weise widersprach, dem Lobe des Gatten zustimmte, sich selbst aber gestand, daß sie von dem Zusammenleben mit Antonies Tochter andres gehofft und erwartet hatte. In Alessa war keine Spur von der sonnigen Heiterkeit der Mutter, ihrem unbefangenen Sichhingeben an Menschen und Dinge, ihrem aufflammenden Enthusiasmus, und ob Alessa dem Leben gleichgültig oder kritisch gegenüberstand, das wußte die Tante nach wochenlangem Zusammensein ebensowenig zu sagen, wie am ersten Tage.

Im Verkehr mit den Freunden des Hauses, älteren Männern und Frauen, die hin und wider zum Thee und Whist erschienen, war Alessa liebenswürdig, verbindlich, schien aber kaum einen Eindruck von ihnen zu empfangen. Wurde ihr ein Theaterabend, ein Konzertbesuch angeboten, so nahm sie es freundlich dankend an; aber niemals sprach sie selbst den Wunsch aus, ein Stück zu sehen, ein Tonwerk, einen Künstler zu hören. Ueberhaupt hatte sie nur einmal, als der Besitz eines Flügels zur Sprache kam, ein entschiedenes Verlangen geäußert. Die Tante war bedenklich gewesen; abgesehen davon, daß Klavierspiel dem Onkel unangenehm war, gab es keinen Platz für das Möbel. Aber Alessa hatte versprochen, nur in der Abwesenheit des Onkels spielen zu wollen, hatte alles nur irgend Entbehrliche aus ihrem Stübchen entfernt, und als das herrliche Instrument, das sie sich ausgesucht, zum erstenmal in ihrem Zimmer erklang, hatte sie mit einem Lächeln, das Frau von Moorbrandt an Antonie erinnerte, zu der Tante aufgesehen und versichert: nun wäre sie wirklich zu Hause.

Der Flügel schien in der That der einzige Freund zu sein, dessen sie bedurfte, sein Singen und Klingen die einzige Aussprache, die ihr möglich war. Anfangs, wenn sie, in sich versunken, mit umflorten Augen ins Weite sah, hatte Frau von Moorbrandt wohl gefragt, was ihr wäre. Dann hatte sie aber, sich gewaltsam aufraffend, eine ausweichende Antwort gegeben, und nun fragte die Tante nicht mehr. Aeußerlich freundlich, innerlich fremd, gingen sie nebeneinander hin; sie hatten ein gemeinsames Tagewerk, aber kein gemeinsames Leben.

Noch fremder stand Alessa dem Tannbergschen Hause gegenüber. Tante Cölestine war ihr geradezu unangenehm, an Erikas anmutiger Erscheinung hatte sie eine rein äußerliche Freude, und mit den vier jüngeren Mädchen wußte sie

so wenig anzufangen, wie die Mädchen mit ihr. Die „Kleinen“ sowohl wie Erika hatten von der russischen Cousine allerhand Außerordentliches erwartet, was sie nicht leistete. Vielleicht wäre es zwischen dem Oberst und Alessa zu einem traulich-verwandtschaftlichen Tone gekommen; er hatte, wie seine Frau ihm vorwarf, eine „unvernünftige“ Vorliebe für die hochmütige Person, und Alessa fühlte sich von seinem warmen, ehrlichen Wesen angezogen. Aber kaum acht Tage nach ihrer Ankunft wurde Onkel Fritz von einer Grippe heimgesucht, die ihn ins Zimmer bannte und Frau von Tannberg zu ihrem Bedauern zwang, vorläufig jeden Verkehr mit dem Moorbrandtschen Hause abzubrechen. „Eine Mutter, liebe Luise, muß zuerst und vor allen Dingen an ihre Kinder denken,“ sagte sie mit ihrer Märtyrermiene. „Ich könnte mir es nie, nie verzeihen, wenn ich eine Ansteckung in unser Haus trüge oder tragen ließe, die meine Erika möglicherweise aus allem herausrisse, was so verheißungsvoll angebahnt ist.“

Daß Luise nicht einmal fragte, was dies Verheißungsvolle sei! Cölestine war empört über solchen Mangel an schwesterlicher Liebe und gab ihrem Gatten strengen Befehl, seine täglichen Besuche bei Moorbrandts einzustellen. Wenn diese so wenig Familiensinn bewiesen, konnten sie auch nicht erwarten, daß andre sich ihretwegen einer Gefahr aussetzten. „Ueberdies ist es mir lieb, nicht mit ansehen zu müssen, wie Luise ihren großen, dicken Mann nun wieder verzärteln wird,“ fügte Frau von Tannberg hinzu; sie ließ sich dergleichen freilich nie zu schulden kommen.

Uebrigens hatte sie recht: der Geheimerat wurde verzärtelt und verzärtelte sich selbst. Mit der Uhr in der Hand überwachte er die Verabreichung der verschiedenen Thees und Tränkchen, war unablässig beschäftigt, seinen Puls zu beobachten, seine Temperatur zu messen, und sprach nur, um von den leisesten Schwankungen seines Befindens Rechenschaft zu geben. Auch die Geheimerätin sprach und dachte nichts andres; der Hausarzt kam täglich, die Dienstboten gingen auf den Zehen und die Besucher wurden mit einem Flüstertone empfangen, der auch sie zum Flüstern zwang.

Alessa konnte sich anfangs des Lächelns nicht erwehren, wenn sie sah, mit welcher Wichtigkeit ein Unwohlsein behandelt wurde, das ihren Vater nicht eine Stunde an der Ausübung seines Berufes verhindert hätte; nach und nach wurde

jedoch auch sie von der geistigen Krankheitsatmosphäre bedrückt, die das Haus erfüllte. Dazu kam, daß sie nicht musizieren durfte. In den schwersten Stunden lösten sich die Dissonanzen ihres Empfindens, und ihre Seele wurde stiller, wenn Beethoven, „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt", oder Bach in weltüberwindender Andacht zu ihr sprachen. Jetzt mußte sie, was an Schmerz, oder Zorn oder Beschämung in ihr aufwallte, in sich verschließen. Von Tag zu Tag wurde ihr diese Aufgabe schwerer.

Einmal kam Albrecht, blieb aber nur wenige Stunden. Seines Bruders Zustand mache ihn ungeduldig, sagte er; wer sich so systematisch vor jedem frischen Lufthauch absperre, müsse endlich schwach und siech werden. Auch mit Alessa war er unzufrieden; er fand sie bleicher, als am Abend ihrer Ankunft, und machte ihr ernstliche Vorwürfe, als er erfuhr, daß sie seit des Onkels Unwohlsein nicht aus dem Hause gekommen sei. Ihren Einwand, daß sie auch in Petersburg wenig Bewegung gehabt habe, dieselbe daher nicht vermisse, wollte er nicht gelten lassen, und für die Erklärung der Geheimerätin, daß ein junges Mädchen unter keiner Bedingung allein spazieren gehen dürfe, sie selbst oder der alte Anton jetzt aber nicht abkommen könnten, um Alessa zu begleiten, hatte er nur ein ungeduldiges Achselzucken.

Als er sich von Alessa verabschiedete, kam er jedoch noch einmal auf dies Thema zurück. Sie wäre kein Kind mehr und er hoffe, daß sie sich von der geistigen Zwangsjacke frei machen würde, sagte er. Jeder Mensch bedürfe zu seinem körperlichen Wohlbefinden des täglichen Aufatmens in der Natur; ein Wesen wie sie brauche das aber noch mehr zur Erhaltung des geistigen Gleichgewichtes.

„Ein Wesen wie sie," — das Wort gab ihr zu denken. Was verstand er darunter? Was wußte er von ihr? Wie kam er, den sie nur so flüchtig gesehen, darauf, daß der Schwerpunkt ihres inneren Lebens erschüttert sei, während die Menschen, mit denen sie seit Wochen zusammenlebte, nur die ruhige Außenseite sahen oder sehen wollten, oder wenigstens nicht die Zauberformel fanden, die ihr das Herz erschloß? Albrecht dagegen erriet, was ihr notwendig war, ehe sie selbst darum wußte.

Er hatte recht: das freie Aufatmen in der Natur war ihr von jeher Bedürfnis gewesen; es hatte nur in ihrem eingeengten Leben wenig Gelegenheit gegeben, dasselbe zu

befriedigen. Wie oft hatte sie sich als Kind gesträubt, unter Aufsicht ihrer Wärterin Tatjana immer wieder gleichmäßigen Schrittes den englischen Quai oder den Newskiprospekt zu durchmessen. Wie oft hatte sie — aber immer vergebens — bei Spazierfahrten gebeten, sie aussteigen und mit den Kindern spielen zu lassen, die sich in den öffentlichen Gärten fröhlich tummelten; die krankhafte Aengstlichkeit der Mutter ließ es nicht zu. Wie glücklich war sie gewesen, wenn des Vaters Praxis einen Sommeraufenthalt in einem Landhause der Ochtainseln gestattete, und wie hatte sie es immer bedrückt, dort nicht über den Garten hinaus zu dürfen. Aber von früh auf gewöhnt, ihr Verlangen nach freier Bewegung als thöricht und unerfüllbar zurückgewiesen zu sehen, war sie dahin gekommen, jedem derartigen Wunsche zu mißtrauen. In klösterlicher Regungslosigkeit waren ihre Kindheit, ihre erste Jugend hingegangen, und was war ihr geworden, als sie endlich, voll Sehnsucht nach Freude, nach Glück die Hände danach ausgestreckt?! ... Nein, nein, kein Auflehnen mehr gegen gegebene Schranken, nicht im großen, nicht im kleinen! Sie war müde, müde, müde! ... Vom Fenster hinaussehen in den Wintersonnenschein, auf den glitzernden Schnee, auf die Scharen der geschäftig Vorbeieilenden, der heiter Lustwandelnden, der fröhlich spielenden Kinder — mehr durfte sie nicht, mehr wollte sie nicht begehren.

Aber es war ihr nicht beschieden, sich so früh in Ruhe einzuspinnen. Der Onkel genas; die Klausur, in welcher sein ganzes Haus mit ihm gelebt, wurde aufgehoben, das Leben drängte wieder zu, und als Taube mit dem Oelzweig, das Verlaufen der Trübsalsgewässer verkündend, erschien eines Tages Tante Cölestine.

Sie käme mit einer Bitte, sagte sie, und sah dabei aus, als ob sie Gnaden auszuteilen hätte. Luise würde sich möglicherweise darüber wundern, würde die Sache nicht ganz in der Ordnung finden; aber eine Mutter müsse selbst ihre Gewissenhaftigkeit überwinden, wenn das Wohl der Kinder in Frage komme. ... Luise brauche nicht so zu erschrecken, fuhr sie lächelnd fort; es handle sich nur um eine kleine, unschuldige Unwahrheit, die niemand Schaden brächte. Mit einem Worte, Tannberg hätte wieder einmal seine Sparsamkeitsanwandlungen und hätte Erika, unter dem Vorwande, daß sie zu viel tanze, den Besuch des Wohlthätigkeitsballes verweigert. Denselben nicht zu besuchen, würde jedoch mehr

als unpassend sein, da die vornehmsten Frauen ihres Kreises Patronessen des Festes wären. Uebrigens hätte sie noch einen stärkeren Beweggrund — ihren nächsten Angehörigen wolle sie die ganze Wahrheit sagen! Erikas glühendster Verehrer hätte so inständig gebeten, sie möchten hinkommen, daß eigentlich zu erwarten sei, er wolle sich auf dem Balle erklären. „Es ist ein vornehmer Russe," fügte sie hochmütig hinzu, „ein Fürst Kurägin. Du kennst ihn wohl nicht, liebe Alessa?"

Alessas Herz stand still.

„Ich weiß nicht. . . . Es gibt viele dieses Namens," stammelte sie, indem sie sich auf ihre Stickerei niederbeugte. Ihre Bewegung würde Frau von Tannberg kaum entgangen sein, hätte nicht die Geheimerätin durch die Frage, was Cölestine in der Sache von ihr begehre, den Gedanken der Dame eine andre Richtung gegeben.

„Einfach, daß du nicht widersprichst, wenn ich Tannberg sage, die Ballbillets — die ich übrigens längst bestellt habe — hättest du mir heute gegeben, da du sie nicht benutzen könntest."

„Liebe Cölestine, ich bitte dich . . ." begann die Geheimerätin.

„Liebe Luise, du wirst doch nicht so kleinlich sein, hierin Schwierigkeiten zu machen?" fiel Frau von Tannberg in gereiztem Tone ein, und ehe die Geheimerätin antworten konnte, bat Alessa: „Tante Cölestine, wenn du mir erlauben wolltest. . . . Vielleicht könntest du dir noch ein Billet verschaffen; dann sagst du dem Onkel der Wahrheit gemäß, daß du auf meine Bitte mit Erika und mir hingehst."

„Mit dir?" riefen beide Tanten wie aus einem Munde.

„Ja, ich möchte den Ball besuchen," antwortete Alessa mit erzwungener Ruhe. Sie wollte den Fürsten Kurägin sehen, wollte sich überzeugen, ob es der Mann war, um den sie so namenlos gelitten hatte. Er durfte nicht auch Erikas Herz und Leben vergiften! Hoffentlich war es nicht zu spät, das zu verhindern.

Die Einwendungen der Tante hörte sie kaum. Die Geheimerätin fand es liebenswürdig, daß sie Erika zu der Teilnahme am Balle verhelfen wolle, meinte aber, das Opfer wäre zu groß, das Kind hätte wirklich genug getanzt, während Alessa sich durch die ungewohnte Anstrengung schaden könnte. Diese Bedenken fand Frau von Tannberg lächerlich

und fertigte sie mit einem Achselzucken ab. Sie versicherte, daß es ihr eine Freude sein werde, Alessa unter ihren Schutz zu nehmen — aber wie stand es mit der Toilette? Der Ball fand schon am nächsten Tage statt.

Alessas Versicherung, daß sie nur der Beihilfe der geschickten Kammerjungfer bedürfe, um ihren Anzug herzustellen, beruhigte die Tante nicht. Aber selbst wenn das Aussehen ihrer Schutzbefohlenen etwas zu wünschen übrig lassen sollte — Alessa hatte offenbar keinen Sinn für Toilette, hatte bisher immer nur Schwarz getragen — um der Tochter willen mußte die gute Mutter auch das auf sich nehmen. So wurden denn für den folgenden Abend die nötigen Verabredungen getroffen. Frau von Tannberg ging siegesfroh dem Zusammentreffen mit dem überlisteten Gatten entgegen, und Alessa begab sich an die Vorbereitungen zu ihrem Ballanzuge mit einem Eifer, der Tante Luise peinlich überraschte. Die Warnungen Albrechts, von der Unruhe, die das fremde Element, die launenhafte junge Dame in ihr Leben bringen würde, fielen ihr ein, und vergebens suchte sie sich davon loszumachen.

Der Festabend war gekommen. Wie im Fieber hatte ihn Alessa erwartet, und wie im Fieber stand sie vor dem Ankleidespiegel, Gegenstand einer scheuen Bewunderung für die Kammerjungfer der Tante, die eben mit dem Kunstwerk ihrer Toilette fertig geworden war. Ein weißes Seidenkleid, überdeckt von kostbaren Spitzen, umfloß die edle Gestalt; kostbare Perlen schmückten den Hals und die klassisch schönen Arme, weiße Blumen das dunkle Haar, das die Marmorblässe des jungen Mädchens noch mehr hervorhob. Dazu leuchteten die großen grauen Augen beinahe unheimlich, fast wie im Zorn — und wie stolz ihre Haltung war!

Jetzt kam die Geheimerätin mit der Nachricht, daß der Wagen vorgefahren sei. Auch sie war überrascht. „Wie eine Braut!“ sagte sie, während ihr Blick die schimmernde Gestalt überflog.

Alessa schrak zusammen; eine Erinnerung tauchte in ihr auf, die ihr für einen Moment das Blut in die Wangen trieb: wenn e r glauben könnte, sie hätte ihn erinnern wollen! „Wie eine Tote!“ murmelte sie mit bebenden Lippen; „fort damit!“

Mit diesen Worten riß sie, den Jammerruf des Kammermädchens nicht beachtend, die Blumen aus dem Haar, streifte

die Perlenarmbänder ab und mühte sich mit zitternder Hast, das Schloß des Halsbandes zu öffnen. „Den Korallen-schmuck!“ befahl sie der bestürzten Dienerin, schlang sich die roten Schnüre um Hals und Arme, ließ sich den diadem-artigen Kamm im Haare befestigen, den Mantel umgeben, küßte die Tante und eilte hinaus. Kopfschüttelnd sah ihr die Geheimerätin nach: die Nichte wurde ihr immer unver-ständlicher.

Alessa aber fuhr in halber Betäubung in die helle, kalte Mondscheinnacht hinaus; traumhaft umgaben sie die Bilder einer andern Fahrt mit ihm. Wer ihr damals gesagt hätte, daß sie sich einst so wiedersehen sollten! War er es denn? Konnte er es sein? Und wie sollte sie es er-tragen, ihm gegenüberzustehen, umgeben von neugierigen Augen?

„Ich muß!“ sagte sie zu sich selbst und suchte sich vor-zustellen, wie er sich benehmen, und was sie ihm sagen würde. Daneben kam ihr dunkel zum Bewußtsein, daß Tante Cölestine und Erika zu ihr einstiegen und allerlei er-zählten, während sie weiterfuhren. Plötzlich überfiel sie eine tödliche Angst vor dem Ende der Fahrt. Sie hätte fliehen mögen, sich verbergen in Dunkelheit und Stille; aber schon hielt der Wagen. Ueber glänzend erleuchtete Treppen ging es in noch glänzender erleuchtete Säle. Der Tanz hatte bereits begonnen; entschlossen schritt Frau von Tannberg in den Hauptsaal hinein.

„Er ist noch nicht da,“ flüsterte sie Alessa zu. Ostheimb kam herbeigestürzt — „der Unvermeidliche“, wie ihn Tante Cölestine nannte — erinnerte Erika an längst versprochene Tänze und beeiferte sich, Alessa zu engagieren. Sie erklärte jedoch, daß sie nicht tanzen würde, und zog sich, nachdem sie eine Menge unverstandener Namen mit den üblichen Ver-beugungen hingenommen und die üblichen nichtssagenden Redensarten ausgetauscht hatte, hinter eine Gruppe älterer Damen zurück, in deren Mitte Tante Cölestine thronte, weit-hin leuchtend in granatfarbenem Samt und selbstbewußter Schönheit.

Wieder sah Alessa kaum, was sie umgab; Bilder frühe-rer Zeiten zogen an ihr vorüber; plötzlich aber war es, als empfinge sie einen elektrischen Schlag, und aufblickend sah sie ihn wieder — den schönen, eleganten Mann mit dem ironi-schen Munde.

Unwillkürlich lehnte sie sich zurück, so daß sie hinter der Draperie einer Thür versteckt war. Kurägin blieb, das Ende des Tanzes erwartend, am Eingange stehen. Frau von Tannberg hatte er von fern begrüßt, dann durchflogen seine Augen den Saal; jetzt sagte ihr Aufleuchten, daß sie gefunden hatten, was sie suchten; wie gebannt hingen sie an Erikas Elfengestalt, die im blaßblauen, silberdurchwirkten Gewande dahinflog.

Sobald der Tanz sich löste, trat Kurägin auf Erika zu; Udo, der ihr Tänzer gewesen war, blieb mit zorniger Miene zurück, während sie an der Seite des Fürsten auf ihren Platz neben der Mutter zuging. In wenigen Augenblicken mußte er Alessa gegenüberstehen. Die Hand auf das pochende Herz drückend, sah sie ihm atemlos entgegen. Aber nun schoben sich dichte Gruppen vor. Auch Kurägin und Erika blieben stehen. Zu dem holden, errötenden Antlitz niedergebeugt, sprach er eifrig auf das junge Mädchen ein. Alessa war es, als höre sie den leidenschaftlichen Ton seiner Stimme, als fühle sie den glühenden Strahl seiner aufflammenden Augen. Sie ertrug es nicht. Geräuschlos stand sie auf, und im nächsten Moment sah Frau von Tannberg voll Verwunderung, daß sie, sich rücksichtslos durch die Umstehenden windend, auf Kurägin und Erika zutrat.

Von beiden unbeachtet, war sie herangekommen.

„Fedor Iwanitsch!“ sagte sie, indem sie mit dem Fächer seinen Arm berührte.

„Sie kennen meine Cousine?“ rief Erika.

Der Fürst hörte sie nicht. Sprachlos, mit weit geöffneten Augen starrte er in Alessas erregtes Gesicht; aber nur einen Moment, dann hatte er sich gefaßt.

„Alexandrine Karlowna. — Sie hier? Welche unerwartete Freude!“ stieß er hervor; aber sein erzwungenes Lächeln verschwand und er senkte die Augen vor dem verächtlichen Blick, mit dem sie ihn ansah, während sie in lauterem Tone als vorhin zur Antwort gab: „Auch mir ist dies Zusammentreffen erwünscht; wir haben von Ihrer Frau zu sprechen . . .“

Fürst Kurägin fiel ihr ins Wort. „Um Gotteswillen, nicht hier, nicht jetzt!“ rief er in russischer Sprache. „Sagen Sie mir, ich bitte, wann und wo ich Sie aufsuchen darf.“

Alessa antwortete deutsch. „Wie Sie wollen, Fürst,“ sagte sie; „ich wohne bei meinem Onkel, dem Geheimerat

von Moorbrandt, und bin jeden Morgen von zwölf bis ein Uhr zu Hause."

Noch einmal begegnete sein scheu aufblickendes Auge dem stolzen Auge Alessas; dann wendete sie ihm den Rücken.

„Kommst du mit, liebe Erika?" fragte sie.

Das junge Mädchen hing sich an ihren Arm und ging, ohne aufzusehen, an Kurägin vorüber.

„Ist es wahr ... ist er verheiratet? Irrst du dich nicht?" flüsterte sie, als er sie nicht mehr hören konnte.

„Ich kenne seine Frau," antwortete Alessa.

„Der schlechte Mensch!" fuhr das junge Mädchen aufgeregt fort. „Wenn du wüßtest, wie er eben erst mit mir gesprochen.... Und was soll die Lüge, daß er dich nicht kennt, den Namen Harthaus nie gehört hat!"

„Das ist wohl möglich," sagte Alessa, und mit bebenden Lippen, es war ihr fast unmöglich, Rede und Antwort zu stehen, fügte sie hinzu, ihr Vater wäre in Petersburg, da die Russen den Buchstaben „H" nicht haben, Gartkoff genannt worden, hätte sich auch so geschrieben.

Erika hörte sie kaum.

„Bitte, sage nichts zu Mama; solange wir hier sind, nicht!" flüsterte sie, als sie in Frau von Tannbergs Nähe kamen. Aber die Kleine hatte ihre Kraft überschätzt. Als die Mutter, halb erschreckt, halb mißbilligend, fragte: „Kind, wie siehst du aus? Was ist dir?" war sie außer stande, die Thränen zurückzudrängen.

Kurägin hatte, als ihn Alessa und Erika verließen, einen Fluch murmelnd, umhergesehen. Die flüchtige Szene schien wenigstens von andern nicht bemerkt zu sein, und wenn die kleine Tannberg schwieg.... Aber war das zu erwarten? Der Mutter teilte sie jedenfalls mit, was sie gehört hatte, und Frau von Tannberg als beleidigte Mutter.... Er schlug, wie die Russen zu thun pflegen, mit der offnen, herabhängenden Hand hinter sich in die Luft. „Merkwürdig, welch ein Mißgeschick mich seit einiger Zeit verfolgt," sagte er zu sich selbst, während er sich aus dem Ballsaale in die Nebenzimmer begab. „Daß dies Gespenst meiner Frau gerade hier auftauchen muß, gerade jetzt, nun ich anfing, mich in Berlin zu amüsieren! Und daß Alexandrine Karlowna mit den Tannbergs verwandt sein muß!... Ich erinnere mich, daß die Kleine gefragt hat, ob ich nicht in Petersburg mit ihrer Cousine zusammengetroffen sei. Diese verwünschten deutschen Namen! Wer kann von

‚Gartkoff' auf ‚Harthaus' kommen! Und nun diese Begegnung, dieser Hohn in den abscheulichen Augen! ... Was nun anfangen? Sie versöhnen? Unmöglich, ich ertrüge die Augen nicht. Sie ignorieren? Ebenso unmöglich, bei der großen, einflußreichen Sippe, die sie hinter sich hat. Alles ableugnen? Gewagt, aber vielleicht das beste, wenn nicht das einzige. Jedenfalls ist im Augenblick nichts zu thun — und über Nacht kommt Rat."

Als bald darauf Frau von Tannberg mit Tochter und Nichte nach Hause fuhr — Erika hatte behauptet, unerträgliche Kopfschmerzen zu haben — saß Fürst Kurägin in einem Kreise junger Offiziere, die sich ein Hazardspielchen erlaubten, und gab durch den Gleichmut, mit dem er pointierte, gewann und verlor, ein leuchtendes Beispiel. Weniger gut benahm sich Udo Ostheimb, der nach einer Weile dazu kam — wie die Kameraden später meinten, gleich in der Absicht, mit dem Fürsten anzubinden. Mit düsterem Gesicht stellte er sich Kurägin gegenüber; als man ihm eine Karte anbot, lehnte er ab. „Ihr wißt, daß ich ein für allemal nicht spiele," sagte er, worauf der Fürst mit dem ihm eignen Lachen, aber in durchaus gutmütigem Tone bemerkte, wenn sich das deutsche Sprichwort vom Glück in Spiel und Liebe bestätige, würden die Karten für Graf Ostheimb zu gefährlich sein.

Udo fuhr auf. Was Kurägin damit sagen wolle? schrie er wütend.

„Genau, was die Worte ausdrückten," antwortete der Fürst, jetzt ebenfalls gereizt. Vergebens suchten Ostheimbs Kameraden zu vermitteln. Jedes Wort, das der eine oder andre sagte, verschlimmerte die Sache. Der Austrag mit den Waffen in der Hand wurde unvermeidlich; Ostheimb forderte den Fürsten.

Viertes Kapitel.

Tiefer und schmerzlicher, als sie es für möglich gehalten hatte, war Alessa durch das Wiedersehen mit dem Fürsten Kurägin berührt. Trotz des redlichen Bemühens, sich loszureißen, kehrten ihre Gedanken wieder und wieder zu ihm zurück, und neben allem, was sie durch ihn und um ihn

gelitten hatte, stiegen Bilder eines kurzen, berauschenden Glückes in ihr auf, als sie, endlich allein, in ihrem Zimmer auf und nieder ging.

Als halbes Kind schon war sie im Hause ihrer Pate, der verwitweten Gräfin Alexandrine Maranoff, mit deren Neffen, Fedor Kurägin, zusammengekommen. Katharine, die zweite Tochter der Gräfin, ein lebhaftes, anmutiges Kind, ziemlich in gleichem Alter mit Alessa, hatte sich ihr, trotz des Widerstandes ihrer um fünf Jahre älteren Schwester Natalie, leidenschaftlich angeschlossen. Täglich ließ sie Alessa holen und war in Verzweiflung, wenn sie sich für die Sommermonate, die ihre Mutter auf dem Gute zubrachte, von der Gefährtin trennen mußte. Jahrelang war das so fortgegangen; dann wendete sich ihre Schwärmerei einer neuen Freundin zu. Alessa trat in den Hintergrund, zog sich auch selbst, verletzt und traurig, mehr und mehr zurück. Natalie triumphierte, während Gräfin Maranoff, die kein höheres Interesse kannte, als die Zufriedenheit ihrer geliebten Katja, kaum beachtete, daß die „kleine Deutsche" immer seltener in ihrem Hause erschien. Als sie bald darauf für mehrere Jahre ins Ausland ging, entstand dadurch kaum noch eine Lücke in Alessas Leben.

Katja und Alessa waren sechzehn Jahre alt, als die Gräfin Rußland verließ, über zwanzig, als sie zurückkam. Alessa hatte die ganze Zeit in beinahe klösterlicher Zurückgezogenheit im Hause des Vaters verlebt. Doktor Harthaus war ein Fanatiker der Einsamkeit, hielt sich, außerhalb seines Berufes, jedem Verkehr, mit Russen sowohl, wie mit Deutschen, fern und verlangte dasselbe von seiner Tochter. So blieb sie denn in Petersburg, wie in dem Landhause, wo sie die heißesten Sommerwochen zu verleben pflegten, auf die Gesellschaft des Vaters angewiesen und hatte sich gewöhnt, ihre einsamen Tage — Harthaus war als vielbeschäftigter Arzt nur in den späten Abendstunden daheim — mit Musik und Lektüre auszufüllen. Ihr brieflicher Verkehr mit den Maranoffs beschränkte sich auf die Neujahrs- und Namenstagswünsche, die Alessa ihrer Pate schrieb, und auf die kurzen Antworten, die sie von derselben empfing.

Endlich stellte eine dieser Antworten die baldige Rückkehr der Gräfin in Aussicht, und eines Tages, als Alessa am Flügel saß, kam Katja hereingestürmt, warf sich ihr um den Hals, versicherte, sie hätte sich unablässig nach der Jugend-

freundin gesehnt und müßte sich durch tägliches Beisammensein für die lange Entbehrung schadlos halten. Auch musizieren wollten sie zusammen; alle ihre Lieder müsse Alessa begleiten. „Du spielst meisterhaft,“ fügte sie hinzu; „ich habe eine Weile an der Thür gestanden und dich belauscht.“

Von Stund' an war Alessa aufs neue dem Familienkreise der Gräfin Maranoff eingefügt, und wenn sie auch die alte Zuversicht nicht wieder gewann und sich sagte, daß auf Katjas Herzenstreue nicht zu bauen sei, und daß sie deren wiedererwachte Zuneigung weniger ihrer Persönlichkeit verdanke, als ihrem Klavierspiel, vor allem dem Talent, den unsicheren Gesang der jungen Dame durch ihre Begleitung zu stützen, so gab sie sich dennoch dem regen Leben im Hause der Gräfin freudig hin. Wie lange hatte sie es entbehrt, mit Jugendgenossen jung zu sein, zu lachen, sich zu schmücken, schön gefunden zu werden, Zuhörer für ihr Klavierspiel zu haben und Katjas Bedauern zu hören, wenn Doktor Gartkoffs Wagen gemeldet wurde. Den Vater abends allein zu lassen, erlaubte sich Alessa nur selten, so schwer es ihr auch fiel, sich dem munteren Kreise zu entreißen, der allabendlich bei den Maranoffs zusammenkam.

Aber diese Abendfreuden sollten ihr ebenfalls zu teil werden. Im zweiten Jahre nach der Gräfin Rückkehr eröffnete Doktor Harthaus seiner Tochter, daß er auf unbestimmte Zeit nach Moskau reisen müsse. Ein dortiger Kaufmann, Akim Krutschinin, den der Doktor vor Jahren von schwerer Krankheit geheilt, hatte ihn zum Universalerben ernannt, und die Testamentsvollstrecker wünschten, daß Harthaus selbst nach Moskau komme, die bedeutende Hinterlassenschaft zu erheben. Katja jubelte; Gräfin Maranoff lud Alessa ein, während des Vaters Abwesenheit bei ihr zu wohnen, und wenn sie das auch auf Befehl des Vaters ablehnen mußte — er hatte die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen ihr und den Maranoffs nur ungern gesehen — so blieb ihr doch eine Freiheit des Verkehrs, die sie in vollen Zügen genoß.

Wie ihr das alles wieder lebendig vor Augen stand! An einem trüben, kalten Morgen, zu Anfang Oktober, reiste der Vater ab. Die Trennung war ihr schwer geworden; aber ihre Wärterin Tatjana hatte ihr zugeredet; sie hatte die Thränen getrocknet, hatte endlich, wie sie Katja versprochen, Gesellschaftstoilette gemacht und war zum Diner zu Maranoffs gefahren.

Im Vorzimmer kam ihr Katja entgegen und nahm ihr selbst den Mantel ab. „Wie schön bist du heute!“ rief sie aus, und auch andre schienen das zu finden, besonders Fürst Fedor Kurägin. Er war ihr Tischnachbar, und feuriger noch, als seine Worte, sprachen die Blicke, mit denen er sie gleichsam umfing. Wo sie auch im weiteren Verlaufe des Abends sein mochte, am Theetische, unter den älteren Damen, am Flügel, in einer Gruppe junger Mädchen, überall fühlte sie seine Augen, und als die junge Welt nach dem Klavier zu tanzen begann, war es sein Arm, in dem sie zuerst dahinflog, während ihr Herz schlug, wie nie im Leben, und ein Schauer, halb süß, halb angstvoll, durch ihre Nerven rieselte, wenn sein heißer Atem ihren Nacken streifte. Wie berauscht kam sie nach Hause. „Auf Wiedersehen, morgen!“ hatte ihr Fürst Kurägin beim Abschiede zugeflüstert, und den ganzen folgenden Tag klangen ihr diese Worte im Ohr.

Wochenlang trafen sie sich fortan jeden Abend im Hause der Gräfin Maranoff, in dem sich, bis zum Beginn der Wintersaison, beinahe täglich derselbe große Kreis versammelte; und dann war eines Morgens Tatjana in höchster Verwunderung erschienen, ihrer jungen Gebieterin den Fürsten Kurägin zu melden. Auch Alessa erstaunte; aber vielleicht kam er im Auftrage seiner Tante; sie nahm ihn an.

Als ob es gestern gewesen wäre, so sah sie es wieder, wie er mit erregtem Gesicht hereintrat, sich mit schnellem Umblick überzeugte, daß sie allein waren, auf sie zustürzte und mit dem Jubelruf: „Endlich, endlich!“ ihre Hand an Herz und Lippen drückte.

Und dann saß er neben ihr, hielt ihre Hand in seinen beiden Händen und sprach in bebendem Tone von seiner leidenschaftlichen Liebe, die er seit Jahr und Tag mühsam beherrscht, weil er, im Bewußtsein einer wild verlebten Jugend und durch Alessas immer gleiches, kühles Wesen eingeschüchtert, sich für unwürdig gehalten, Blick und Wunsch zu ihr zu erheben. Aber seit kurzem hätte er das beseligende Gefühl, daß *sie* anders geworden. Oder war es ein Irrtum, wenn er zu fühlen glaubte, daß sie sich huldvoll zu ihm geneigt, daß sie, die Reine, die Sehnsucht seiner armen, irrenden Seele erkannt habe und voll himmlischen Erbarmens gewillt sei, ihm das Paradies zurückzugeben, ihn durch ihre Liebe zu läutern, zu beglücken?

Es war das alte, trügerische Lied, das auf unerfahrene

Herzen selten, beinahe nie ohne Wirkung bleibt. Auch Alessa erlag seinem Zauber; sie ließ es geschehen, daß Kurägin sie in die Arme schloß und das Geständnis der Liebe von ihren Lippen küßte.

Plötzlich faßte er wieder ihre Hände, sah ihr ernst in die Augen und klagte, daß er, anstatt seine Liebe durch die That beweisen zu können, damit anfangen müsse, ihre Opferwilligkeit in Anspruch zu nehmen. Seine Familie, berichtete er, hätte — wie er unter der Hand erfahren — nach langem Suchen eine Partie für ihn gefunden: die Tochter eines vornehmen Hauses, schön, talentvoll, musterhaft erzogen — eine junge Dame ohne Tadel, ihm jedoch in tiefster Seele verhaßt, da sein Lebensglück durch sie bedroht werde. So vorteilhaft und ehrenvoll aber wäre diese Verbindung nicht nur für ihn, sondern für seine ganze Familie, daß er nur ein Mittel wüßte, sich dagegen zu schützen: Alessa müsse sich heimlich mit ihm trauen lassen, damit er den Eröffnungen der Seinigen die vollendete Thatsache entgegenstellen könne.

Alessa erschrak. Ohne Einwilligung des Vaters über ihr Leben zu bestimmen, schien ihr unmöglich. Aber Kurägin wußte ihr Widerstreben zu besiegen, ihre Skrupel einzuschläfern. Auch Doktor Gartkoff gegenüber war es besser, mit der vollendeten Thatsache auftreten zu können; hatte er doch, so gut wie die Kurägins, seine Standesvorurteile. Aber wenn sie beide unlöslich verbunden zu ihm kamen und sich, Verzeihung erflehend, an sein Herz warfen, konnte er ja nicht anders, als sie seinen Kindern gewähren.

Als Fürst Kurägin Alessa verließ, hatte sie eingewilligt; so schnell als möglich wollte er die nötigen Vorbereitungen treffen.

Nach wenigen Tagen war alles bereit.

Gräfin Maranoff gab, wie alljährlich zur Feier des Namenstages ihrer Tochter Katharine, einen Ball. Alessa erschien in weißer Seide mit kostbarem Spitzenbesatz, Perlen um Hals und Arme, einen weißen Rosenkranz im braunen, lockigen Haar. „Wie eine Braut!“ hatte Katja neckend gesagt; Natalie dagegen erklärte, daß der reiche Anzug für ein junges Mädchen, noch dazu die Tochter eines Arztes, völlig unpassend sei, und die meisten Damen stimmten ihr bei.

Die Männer aber fanden Alessa schöner als je und umdrängten sie mit Huldigungen, die sie wie traumbefangen hinnahm. Sie sah nur den einen, einzigen, dem sie sich

heute noch ganz zu eigen geben wollte. Mehr als einmal flüsterte er ihr zu: „Hüte deine Augen, verrate uns nicht!"

Und dann war sie gegangen, hatte, wie verabredet, Tatjana vor dem Hause mit einem Mietswagen wartend gefunden, während die Alte der Maranoffschen Dienerschaft geklagt, ihr Kutscher Andrej habe sich heute einmal wieder einen Rausch getrunken. An der nächsten Straßenecke hatten sie gehalten, bis Kurägin mit seinem Diener Timofeï gekommen, und dann waren sie gefahren — gefahren durch Straßen und Gäßchen, über Plätze und Brücken, die Tatjana nie gesehen. Alessa hatte nicht acht darauf; zitternd und glühend lehnte sie, von Kurägins Arm umschlungen, an seinem Herzen und lauschte den Liebesworten, die er ihr zuflüsterte.

In einer Vorstadtkirche wurden sie getraut. Dann zog Kurägin ein Dokument aus der Tasche, das Alessa und, als Zeugen, der Priester, Tatjana und Timofeï, des Fürsten Diener, unterschrieben. Die alte Wärterin weinte vor Freude. Nun war ihre Panja, wie sie die Herrin nach kleinrussischem Brauch zu nennen pflegte, Fürstin Kurägin! Keinen Augenblick hatte sie gezögert, der geliebten jungen Gebieterin zur Erreichung dieses Glückes behilflich zu sein.

Alessa war glücklich; die Herzenseinsamkeit, in der sie bisher gelebt hatte, war zu Ende. Sie fühlte sich geliebt, in innerster Seele erfaßt, in jeder Regung verstanden. Daß sie nur den Widerhall von dem empfing, was sie selbst gegeben hatte, wurde ihr nicht klar, und die äußerlichen Beschränkungen, die ihren Verkehr mit dem Gatten zu stören schienen, trugen in Wahrheit dazu bei, die beseligende Täuschung zu verlängern. Wenn er verstummte, unfähig, dem Fluge ihrer Phantasie zu folgen oder die Tiefe ihrer Empfindung zu ermessen, so war es die Ungeduld, sein schönes, geliebtes Weib vor aller Welt sein eigen zu nennen, die ihn bedrückte. Wenn er, statt in ihre Arme zu eilen, in Gesellschaft ging oder bei einem Gelage der Kameraden sitzen blieb, so geschah es, um keinen Verdacht zu erregen. Alessas Vater mußte zurückgekehrt sein, mußte ihnen zur Seite stehen, ehe Kurägin es wagen durfte, dem Zorne der Seinigen Trotz zu bieten. „Machen sie es zu arg," sagte er, „so entführe ich dich ins Ausland; aber ehe wir nicht deines Vaters Segen haben, dürfen wir nicht fort."

Auch für Alessas Ruf war er ängstlich besorgt; nicht

der Schatten einer üblen Nachrede durfte die Frau treffen, die seinen Namen trug! Wie kleinlich und kindisch kam Alessa sich vor, wenn er ihre liebevollen Vorwürfe mit solchen Erklärungen beantwortete. Er war eben klüger, vorsichtiger, weltgewandter als sie und durfte erwarten, daß sie seiner Führung vertraue.

Am Morgen nach dem Balle hatte Natalie der Mutter Vorwürfe gemacht, daß sie ein so unpassendes Element, wie Alessa Gartkoff, ihrem Gesellschaftskreise aufzwinge. „Und wenn sie nur unpassend wäre!“ fügte die junge Dame hinzu, „aber sie ist geradezu gefährlich.“

„Gefährlich?“ wiederholte Gräfin Maranoff.

„Ja, Mama, und für niemand mehr, als für deine Töchter. Hast du dir denn niemals klar gemacht, daß wir mit unsern breiten Backenknochen und kleinen Augen neben dieser regelmäßigen Schönheit noch mongolischer aussehen als sonst? ... Ja, ja, auch deine Katja sieht mongolisch aus, trotz ihrer graziösen Gestalt, ihrer Eleganz, ihrer schönen Haare und Zähne, und dient ihrer deutschen Freundin zur Folie, was sie natürlich stolz und glücklich macht.“

Katja warf der Schwester einen Blick zu, der nichts von solcher Opferfreudigkeit verriet, und die Gräfin sagte mißbilligend: „Chère enfant, deine Phantasie geht wieder einmal mit dir durch.“

Natalie zuckte die Achseln.

„Liebe Mama,“ antwortete sie, „nicht nur deine häßliche älteste Tochter, sondern alle jungen Damen unsers Balles, selbst Katja nicht ausgenommen, werden zugeben müssen, daß sie sich durch die Schönheit, die Toilette, das siegesbewußte Auftreten dieser Person verdunkelt und verletzt fühlten. Hast du wirklich nicht bemerkt, wie sie umschwärmt war? Fedor Iwanitsch hat geradezu nur für sie Augen gehabt.“

„Fedor Iwanitsch zählt nicht,“ sagte die Gräfin.

„Zählt nicht, insofern er keine Partie ist,“ erwiderte Natalie; „aber er ist doch immer Fürst Kurägin. Es schickt sich nicht, daß er die Deutsche uns allen vorzieht. Und that er es etwa allein? ... O, ich weiß, was du sagen willst,“ fügte sie spöttisch hinzu: „Die Russin — das ist allbekannt — verdunkelt, selbst wenn sie keine Schönheit ist, jede Frau der Welt durch ihre Anmut und den ihr eignen, pikanten Reiz! Seit so und so viel Jahren habe ich das von Petersburg bis Rom und Paris an mir selbst erprobt — mit

welchem Erfolge sehen wir! Ich werde eine alte Jungfer — und Katja wird es nicht besser ergehen, wenn sich diese Deutsche überall neben ihr vordrängt."

Die Folge dieses Gespräches war, daß Katja plötzlich wieder kühl gegen die Freundin wurde und alles Interesse für Musik verlor, während die Gräfin Alessas Kommen oder Wegbleiben nicht beachtete und Natalie sich in bittern Spott erging über leichtgläubige junge Mädchen, die den Huldigungen vornehmer Roués irgend welche Bedeutung beilegen.

So zog sich denn Alessa, der es ohnehin mehr Qual als Freude bereitete, mit dem Gatten in fremdem Kreise, unter scharf beobachtenden Augen zusammen zu sein, in die Einsamkeit ihres Vaterhauses zurück, und Kurägin ließ sie gewähren. Sie war nun einmal schwerfällig und sentimental, wie alle Deutschen, hatte kein Verständnis für das pikante Vergnügen, die Gesellschaft durch feines Komödienspiel zu düpieren, sondern quälte und ermüdete ihn so sehr durch Gefühlsansprüche und Gefühlsäußerungen, daß es ihm lieb war, bei Maranoffs aufatmen und sich bewegen zu können, ohne sich von den ernsten, fragenden Blicken Alessas verfolgt zu fühlen.

Ueberhaupt war es unbequem, daß sie alles so ernst und leidenschaftlich nahm, am unbequemsten, daß sie ihre Ehe wie eine romantische Liebe auffaßte und behandelte. Mit wachsender Ungeduld sah Kurägin der Rückkehr ihres Vaters entgegen, damit endlich, wie er sagte, der Zwang der Heimlichkeiten von ihnen genommen würde. Wie dankbar war ihm Alessa, die diesen Ausspruch in ihrem Sinne deutete, für seine Ungeduld!

Aber Woche auf Woche verging, der Dezember brach an, und noch immer hatte Doktor Harthaus mit der Erbschaft zu thun, meinte sogar, daß er bis zum Jahresschluß in Moskau bleiben müsse. Gegen Mitte des Monats kam jedoch ein Brief, der in wenigen, mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen seine Rückkehr meldete. Zum Schluß hieß es: „Ich muß dich darauf vorbereiten, liebes Kind, daß du mich verändert finden wirst. Ich fürchte, daß mir eine schwere Krankheit bevorsteht."

Ein schwer Kranker war es denn auch, der am folgenden Tage, von Tochter und Diener gestützt, die Treppe hinaufwankte und sich sofort niederlegte.

„Warum hast du mich nicht nach Moskau kommen lassen? Die lange Fahrt hat dich vollends krank gemacht," klagte Alessa. Aber er schien sie kaum zu verstehen und sein Diener erzählte der weinenden Tatjana, der Herr hätte plötzlich abzureisen verlangt, um zu Hause zu sterben. Wahrscheinlich hätte er sich die Krankheit in den verpesteten Hütten der Armen geholt, denen er in Moskau, wie in Petersburg, ein treuer Helfer gewesen.

Des Vaters Krankheit verschlimmerte sich so schnell, daß Alessa bald keine Hoffnung blieb, ihn dem Leben erhalten zu sehen. Anfangs kam er noch auf Augenblicke zum Bewußtsein, traf Verfügungen über seinen Nachlaß und die Zukunft der Tochter; aber ihm zu sagen, wie sie selbst über sich verfügt hatte, wagte Alessa nicht, obwohl sie sich glühend danach sehnte. Nie, solange sie denken konnte, hatte sie dem Vater etwas verhehlt; wie das verkörperte Gewissen hatte er neben ihr gestanden, und nun sollte er von ihr gehen mit dem Bewußtsein, so schwer von ihr getäuscht worden zu sein.

Sie litt unsäglich, und der einzige, der im stande gewesen wäre, sie zu trösten, zu stützen, blieb fern. In der Furcht, daß er angesteckt werden könnte, hatte sie Kurägin gebeten, ihr Vaterhaus jetzt nicht zu betreten, und ohne Widerstand hatte er sich diesem Wunsche gefügt. Jeden Morgen und Abend kam der alte Timofeï, nach dem Kranken zu fragen, zuweilen brachte er einen schriftlichen Gruß seines Herrn; zuweilen bat Kurägin, daß sie ihm am dritten Orte eine Begegnung gewähren möge; aber sie konnte und wollte den Vater nicht verlassen.

So war der Weihnachtsabend herangekommen. Alessa saß traurig am Krankenbette und gedachte früherer Jahre. Sie hatten das Fest immer in deutscher Weise mit Christbaum und Geschenken gefeiert; dieses Jahr hatte sie gehofft, die Weihnachtslichter für den Gatten anzuzünden ... und nun? Wo mochte er den Abend verleben!

Tatjana trat leise ins Zimmer. „Panja, der Fürst! Wollen Sie ihn sehen?" sagte sie mit einer Mischung von Angst und Schrecken.

Alessa beachtete das nicht. „Gewiß! Du bleibst hier, bis ich wiederkomme," antwortete sie und eilte fort, den geliebten Mann zu begrüßen. Daß er kam, daß er gerade heute kam — nicht genug konnte sie ihm dafür danken.

Froh erregt betrat sie den Salon. Am Mitteltische,

auf dem eine Lampe brannte, saß Kurägin mit aufgestütztem Kopfe. „Fedor!“ rief sie und eilte, die Hände ausstreckend, auf ihn zu. Er fuhr in die Höhe. „Kommst du endlich, Täubchen!“ lallte er mit schwerer Zunge, während Alessa beim Anblick seines roten, gedunsenen Gesichtes, seiner verglasten Augen wie versteinert stehen blieb.

„Ich scheine dir nicht zu gefallen!“ fügte er mit rohem Auflachen hinzu. „Wirst dich daran gewöhnen müssen, mich so zu sehen, wenn ich aus lustiger Gesellschaft komme.“

Bei diesen Worten trat er auf sie zu und wollte sie umarmen. Sie entzog sich ihm. „Fedor, du bist schrecklich!“ klagte sie. „So lange und schmerzlich ich mich nach dir gesehnt habe — jetzt bitte ich dich, geh wieder — geh!“

„Wie Sie befehlen, Madame,“ gab er höhnisch zur Antwort. „Wir haben nur erst eine Kleinigkeit zu ordnen! Ich brauche Geld, habe gespielt, mit einem Malheur, wie lange nicht. . . . Bin auf Ehrenwort einige zwanzigtausend Rubel schuldig. . . . Die wirst du mir geben.“

„Ich? Ich habe kein Geld!“ antwortete Alessa.

„So hat es dein Vater — und daß er nichts mehr braucht, weißt du so gut, wie ich!“ fiel Kurägin ein. „Allons, Täubchen, keine Umstände. . . . Was du hast, gehört auch mir. . . . Ich verlange einfach meinen Anteil an der Moskauer Erbschaft . . .“

Bei diesen Worten trat er mit glühendem Gesicht und glühenden Augen auf sie zu; sie wich zurück. „Fedor, besinne dich!“ bat sie. „Ich habe wirklich nichts . . . wenigstens nur ein paar hundert Rubel, die dir nicht helfen können. Und was die Moskauer Erbschaft anbetrifft, so hat sie mein Vater zur Gründung eines Kinderhospitals bestimmt.“

Kurägin schrie laut auf. „Ein Kinderhospital . . . die Moskauer Erbschaft. . . . Das dulde ich nicht!“ rief er, und wer weiß, was er in seiner Wut hinzugefügt hätte, aber in diesem Augenblicke steckte Tatjana den Kopf in die Thür.

„Panja, der Pan ist so sonderbar. . . Ich glaube, er stirbt!“ sagte sie ängstlich.

„Ich komme,“ antwortete Alessa, und auf Kurägin zutretend, schien sie etwas sagen zu wollen, brach aber statt dessen in Thränen aus und eilte aufschluchzend aus dem Zimmer. Kurägin ging langsam, einen Fluch murmelnd, hinweg und verließ das Haus.

Es war eine qualvolle Nacht für Alessa. Neben der

Angst um den Vater, der stundenlang mit dem Tode zu ringen schien, fühlte sie unablässig den Nachhall des Ekels und Entsetzens, mit dem sie Kurägin gegenübergestanden hatte; aber erst als der Kranke ruhig wurde, die Aerzte erklärten, daß für den Augenblick nichts zu fürchten sei und Tatjana ihre bleiche, übermüdete Panja halb mit Gewalt dazu brachte, sich niederzulegen, kam das volle Bewußtsein des Erlebten über sie.

Wie hatte sie es ertragen, den Mann, in dem sie die Verkörperung alles Guten, Edlen, Schönen gesehen, im Banne der verderblichsten Leidenschaften und, schlimmer als das, voll Roheit und Egoismus zu finden! Vergebens suchte sie sich einzureden, daß er nicht zurechnungsfähig gewesen sei, nicht gewußt habe, was er that und sagte — der Rausch enthüllt doch nur, was im Menschen liegt! Und doch — verdammen konnte und durfte sie ihn nicht. Bergen nicht alle, wie der Dichter sagt, „Abgründe im Gemüte, die tiefer als die Hölle sind" — jenen Keim des Bösen, den die Kirche Erbsünde nennt, und den zu bekämpfen die Aufgabe unsers Lebens ist? Wenn Kurägin in diesem Kampfe — daß er kämpfte und sich seiner Fehler bewußt war, hatte er ja früher mit edler Offenheit gestanden — wenn er in diesem Kampfe hin und wieder unterlag, so war es ihre Aufgabe, ihm ermutigend zur Seite zu stehen. „Die Liebe erträgt alles, sie duldet alles, sie suchet nicht das Ihre." Auch Alessa wollte in Liebe tragen — so schwer, so erdrückend schwer es auch war, nicht mehr anbetend zu dem geliebten Manne aufblicken zu können. Das Frühlingsglück ihrer Liebe — das empfand sie mit bittrem Schmerz — war damit abgeblüht; nun kam der Ernst, der Kampf, die Arbeit des Lebens. „Hilf mir, mein Gott, daß meine Kraft der Aufgabe gewachsen sei!" betete sie aus der Tiefe des Herzens.

Gegen Morgen wurde ihr die Wohlthat eines kurzen Schlummers zu teil. Aber war es Wohlthat, für Augenblicke zu vergessen, um mit dem rückkehrenden Bewußtsein dem alten Elend gegenüberzustehen und die schwere, überschwere Last nur drückender zu fühlen, als bisher? Ihr graute davor, Kurägin zu sehen, und doch sehnte sie sich nach seinem Kommen, sehnte sich, die Bitte um Verzeihung aus seinem Munde zu hören, ihre Liebe, ihre heiße, schmerzliche Liebe durch seine Reue gerechtfertigt zu finden.

Wartend saß sie am Krankenbette den ganzen Tag, den

ganzen Abend, bis tief in die Nacht hinein. Kurägin ließ sich nicht sehen, schrieb nicht, ließ nicht nach dem Kranken fragen. Ob er selbst krank geworden war?

Auch der zweite Weihnachtstag ging in der Pein der Erwartung vorüber; dann hielt es Alessa nicht mehr aus. Spät abends noch schrieb sie ein paar freundliche Zeilen, die Kurägin das Kommen erleichtern mußten, und Tatjana besorgte das Billett. Ohne Bescheid kam sie wieder; der Fürst war zum Diner bei Maranoffs.

Wie das Weihnachtsfest verflossen war, ohne das mindeste Lebenszeichen von Kurägin zu bringen, so ging das Jahr zu Ende. In den ersten Januartagen starb Alessas Vater; sie zeigte seinen Tod dem Gatten an — auch jetzt kam keine Antwort.

Alessa fühlte sich dem Wahnsinn nahe, und vielleicht wurde sie davor nur durch die schwere Körperkrankheit bewahrt, in die sie gleich nach dem Begräbnisse verfiel. Als sie genas, war Fedor Iwanitsch ins Ausland gegangen; wahrscheinlich nach Paris, meinte Katja Maranoff, als sie, ebenfalls im Begriff, mit den Ihrigen in das Ausland zu gehen, Alessa lebewohl sagte.

So blieb denn Alessa völlig vereinsamt in Petersburg zurück. Anfangs war sie wie gebrochen an Leib und Seele, und es war ein Segen für sie, daß des Vaters letzter Wunsch, die Gründung des Kinderhospitals, auf Schwierigkeiten stieß, zu deren Beseitigung sie sich verpflichtet fühlte. Um dieser Aufgabe willen nahm sie ihre Kräfte zusammen, raffte sich aus ihrer Mutlosigkeit auf, lernte wieder denken, wollen und thätig sein, und als sie ihr Ziel endlich erreicht hatte — beinahe Jahresfrist war darüber hingegangen — war sie in ihrer seelischen Genesung so weit vorgeschritten, daß sie sich dieses Erfolges von Herzen freuen konnte.

Den Gedanken an Kurägin suchte sie sich so viel als möglich fern zu halten. In der ersten Zeit hatte sie, halb unbewußt, immer noch gehofft, daß ihr Gatte zurückkehren werde. Aber dann hatte ihr Tatjana gestanden, daß der Fürst während ihrer Krankheit gekommen sei, die Auslieferung des Schlüssels zu ihrem Schreibtisch erzwungen und aus letzterem einige Papiere herausgenommen habe; es waren die wenigen liebeglühenden Briefe, die er ihr in den Tagen ihres Glückes geschrieben hatte.

Fortan erwartete Alessa nichts mehr von ihm und em-

pfand es wie Unrecht und Schmach, wenn sie hin und wieder noch ein Sehnen, ein nicht zu bannendes Erinnern überkam. Vielleicht wurde sie auch davon erlöst, wenn sie andre Umgebung und Lebensverhältnisse aufsuchte. Sie verkaufte ihr Vaterhaus, trennte sich sogar von Tatjana und ging nach Deutschland zu den Verwandten.

Fünftes Kapitel.

In irren Bildern zog das alles während der langen, schlaflosen Winternacht an Alessa vorüber, und mit den Erinnerungen kamen die quälenden Zweifel und Fragen wieder, die sie für immer beseitigt geglaubt — die Frage vor allem, wie viel sie selbst an Kurägins feigem Verschwinden Schuld getragen. War sie bei der letzten Begegnung zu schroff gewesen? Hatte sie vielleicht härtere Dinge gesagt, als sie zu sagen beabsichtigt? Oder waren ihre versöhnlichen Zeilen nicht in seine Hände gekommen, hatten ihn die Seinigen von ihr getrennt? Im nächsten Augenblick sagte sie sich freilich, daß nichts von dem allen Entschuldigung oder auch nur Erklärung für sein Benehmen war. Wenn er sie liebte, hätte er mehr überwunden, Schlimmerem getrotzt, hätte Mittel und Wege gefunden, zu ihr zu gelangen. Statt dessen hatte er die Hand, die sie verzeihend, liebend, sehnend nach ihm ausgestreckt, zurückgestoßen, war wenigstens achtlos daran vorüber gegangen. Mit einem Worte: er liebte sie nicht mehr. Aber wodurch hatte sie so plötzlich seine Liebe verscherzt — eine Liebe, die ihn vermocht, mit seinen Standesvorurteilen zu brechen, den Zorn der Seinigen, den Spott seiner Gesellschaft für nichts zu achten? Thörichte Fragen, mit denen sie sich wochen- und monatelang umsonst gequält!

Und nun? Sie hatte ihn wiedergesehen, aber nicht wiedergefunden; kalt, fremd, beinahe feindselig hatte er ihr gegenüber gestanden — und ob es anders wurde, wenn sie sich aussprachen? Was konnte überhaupt gesagt werden? Und was durfte sie sagen? War es nicht eine neue Schmach und Erniedrigung, wenn sie ihm zeigte, wie sie um ihn gelitten hatte und noch immer litt? Nein! Das durfte sie nicht;

auch sie mußte ihm ruhig gegenüber stehen, mußte warten, ob und wie er zur Verständigung die Hand bot. Aber ob sie dieser Aufgabe gewachsen war, ob sie äußerlich kalt bleiben konnte, während ihr Herz vor Schmerz und Empörung zitterte — ob sie vergeben konnte, wenn er es verlangte? Ob sie vergeben durfte? Ihr Stolz sträubte sich dagegen; ihr Verstand warnte sie davor, und doch fühlte sie, daß sie kaum widerstehen würde, wenn er in den unvergessenen Tönen von ehemals sich selbst anklagte und ihre Verzeihung erbat.

„Mein Gott, mein Gott, wohin verirre ich mich!“ seufzte sie auf und drückte die Hände an die Schläfe. Hatte er ausgesehen, als ob er der Versöhnung bedürfe? Aber warum sollte er kommen, wenn nicht, um Verständigung zu suchen? Würde er denn kommen? Vielleicht hatte er das nur versprochen, um sich schnell von ihr loszumachen; war vielleicht schon jetzt unterwegs, um neue Entfernungen zwischen sich und sie zu legen.

Je länger sie nachdachte, um so wahrscheinlicher fand sie ein abermaliges Verschwinden, das ihn jeder peinlichen Auseinandersetzung überhob. Wie hätte er Alessa gegenüber seine Werbung um Erika rechtfertigen, wie Erika und ihrer Mutter vor Augen treten sollen, nachdem sie wußten, daß er verheiratet war?! —

Der Morgen kam. Alessa hätte viel darum gegeben, allein zu bleiben; das wäre indessen nur angegangen, wenn sie Unwohlsein vorschützte, und damit würde sie die Möglichkeit verloren haben, Kurägin vorzulassen, wenn er dennoch Wort hielt. So ging sie denn zum Frühstück und gab sich Mühe, ruhig zu scheinen; aber sie merkte bald, daß sich Tante Luises Blicke immer wieder sorgenvoll-forschend auf sie richteten. Mußte sie nicht die gütige, warmherzige Frau ins Vertrauen ziehen? Sie war es ihr, die der unbekannten Nichte mit mütterlicher Zärtlichkeit entgegengekommen, gewissermaßen schuldig und konnte ihrer innigen Teilnahme gewiß sein. Aber sie hatte so lange einsam und schweigend gelitten, daß sie das rechte Wort nicht fand, den Bann zu brechen; auch nicht, als die Tante, nachdem der Geheimerat an sein Tagewerk gegangen war, voll Besorgnis fragte, ob sie krank sei.

„Schon gestern, ehe du fortfuhrst, machte mir dein Aussehen Sorgen,“ fügte die Tante hinzu; „am liebsten hätte ich dich hier behalten. Wie ich von Therese hörte, bist du auch schon nach kaum einer Stunde zurückgekommen.“

„Erika hatte Kopfschmerzen,“ gab Alessa ausweichend zur Antwort. Hätte sie jetzt wenigstens von der Begegnung mit Kurägin zu sprechen vermocht! Aber sie brachte seinen Namen nicht über die Lippen und atmete auf, als die Tante durch eine Bittstellerin in Anspruch genommen wurde, so daß sie sich in ihr Zimmer zurückziehen konnte. Da saß sie und wartete, obwohl sie nicht warten wollte, zählte die Viertelstunden, die bis zur festgesetzten Zeit verstreichen mußten, und immer wieder flogen ihre Blicke von der Handarbeit, zu der sie sich zu zwingen suchte, der Uhr auf ihrem Schreibtische zu und beobachteten, wie der Zeiger von Minute zu Minute weiterkroch. Jetzt schlug es zwölf — und wieder rückte der Zeiger weiter und weiter — ein Viertel auf eins, halb eins — Kurägin kam nicht.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe: die Vorsaalglocke wurde heftig gezogen; gleich darauf kam Therese mit einer Karte — er war es.

„Sehr angenehm!“ brachte sie mühsam hervor, und im nächsten Augenblicke trat Fürst Kurägin über die Schwelle.

Mit einer Verbeugung schritt er auf Alessa zu; flüchtig, beinahe scheu sahen seine hellen Augen in ihr Gesicht; dann senkten sie sich, und mit erzwungener Leichtigkeit in Ton und Wesen sagte er: „Sie wünschten mich zu sprechen, Alexandrine Karlowna?“

„Bitte, setzen Sie sich!“ antwortete sie, scheinbar mit derselben eisigen Ruhe, wie er; aber ihr Herz schlug, als ob es zerspringen sollte, und machte ihr jedes weitere Wort unmöglich.

Kurägin legte seinen Hut ab, zog einen Sessel herbei und setzte sich ihr gegenüber. Beide blieben stumm. Auf jede Art von Empfang, Haß, Zorn, Wehmut, Zärtlichkeit sogar, hatte er sich vorbereitet; dies Schweigen aber brachte ihn aus der Fassung. Um es zu brechen, sagte er nach einer Pause ziemlich ungeschickt: „Darf ich fragen, was Sie mit der gestrigen Szene beabsichtigt haben?“

„Sie unschädlich zu machen!“ antwortete Alessa.

„Unbesorgt!“ rief er spöttisch. „Ich hege keinerlei böse Absicht gegen Fräulein von Tannberg; harmlose Courmacherei, weiter nichts!“

„Harmlos, Sie?“ sagte Alessa bitter. „Wußten Sie etwa nicht, daß meine junge Cousine so gut wie verlobt war? Daß Sie durch Ihre Huldigungen den Grafen Ostheimb ver-

drängt und in Frau von Tannberg andre Wünsche und Pläne geweckt haben?"

Er zuckte die Achseln. „Wollen Sie nicht lieber den Tannbergschen Damen eine Vorlesung über Leichtgläubigkeit, Eitelkeit und Wankelmut halten?" fragte er.

Alessas Augen blitzten ihn an. „Fedor Iwanitsch, das ist nicht der Ton, in dem Sie mit mir sprechen dürfen!" sagte sie. „Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen als Anklägerin gegenüberstehe und Rechenschaft zu verlangen habe."

„Ich höre!" entgegnete er, verschränkte die Arme und lehnte sich mit dem Ausdruck der Ergebung in den Sessel zurück.

Alessa rang nach Atem. „Sie erinnern sich, wann und unter welchen Umständen wir uns zuletzt gesehen haben?" fragte sie nach einer Pause.

„Vollkommen!" gab er nachlässig zur Antwort.

„Es war am Weihnachtsabend," fuhr Alessa fort. „Sie hatten mir bitter wehe gethan; ich erwartete, daß Sie den folgenden Morgen kommen würden, mich zu versöhnen. Aber das Fest ging vorüber, das Jahr zu Ende — Sie kamen nicht. Am 2. Januar starb mein Vater; ich ließ es Ihnen sagen — Sie kamen noch immer nicht . . ."

„Fünf oder sechs Tage später bin ich gekommen," sagte der Fürst. „Ich wartete absichtlich, bis Sie den ersten Schmerz um den Vater überwunden haben konnten; hoffte Sie auch in Bezug auf mich ruhigen, vernünftigen Vorschlägen zugänglich, einem vernünftigen Arrangement geneigt zu finden. Statt dessen waren Sie krank; Sie erkannten mich nicht, als Tatjana mich an Ihr Bett führte . . ."

„Und Sie benutzten meine Bewußtlosigkeit und das Vertrauen der alten Dienerin, um meinen Schreibtisch zu durchsuchen und sich Ihrer Briefe zu bemächtigen."

„Das ist nur en passant geschehen," erwiderte Kurägin mit häßlichem Lächeln. „Ich war in der Absicht gekommen, die Summe zu erzwingen, die Sie mir am Weihnachtsabend verweigert hatten, und da Sie weder zu hören noch zu verfügen im stande waren, wollte ich mir nehmen, was ich brauchte — fand aber nichts, als meine Briefe . . ."

„Elender!" rief Alessa.

„Bitte, Alexandrine Karlowna, ereifern Sie sich nicht! Ich habe nur von meinem Rechte Gebrauch machen wollen. Nach unserm Ehekontrakt — daß Sie ihn ungelesen unterzeichnet haben, ist nicht meine Schuld — war die Hinter-

lassenschaft Ihres Vaters mein Eigentum. Sie aber haben mich darum betrogen, haben eigenmächtig über einen Teil des Nachlasses verfügt und den Rest in Sicherheit gebracht, indem Sie ihn, wie ich von Tatjana erfuhr, den Händen Ihres deutschen Sachwalters übergaben."

„Ihr Recht konnten Sie auch Doktor Erdmann gegenüber geltend machen," sagte Alessa.

„Gewiß hätte ich das gekonnt," antwortete Kurägin; „aber lassen Sie mich aufrichtig sein — ich wollte nicht mehr. Der Weihnachtsabend hatte mir die Härten und Schroffheiten Ihres Charakters enthüllt; ich erkannte, daß zwischen uns von einem glücklichen Zusammenleben nicht mehr die Rede sein konnte, und da Ihre Dispositionen über das Krutschininsche Erbe das entscheidende Motiv zu unsrer Ehe vernichtet . . ."

„Das entscheidende Motiv?" wiederholte Alessa. „Was wollen Sie damit sagen?"

Kurägin zuckte die Achseln: „Allons, voyons, Alexandrine Karlowna, lassen Sie uns nicht länger Komödie spielen! Sie haben doch sicher nicht geglaubt, daß Fürst Fedor Kurägin die Tochter eines deutschen Arztes aus ‚Liebe' heiraten würde?"

Alessa wechselte die Farbe. „Fürst Fedor Kurägin hat wenigstens alles aufgeboten, mich davon zu überzeugen," antwortete sie.

Er strich sich lächelnd den Bart. „Fable convenue, die vor jeder Heirat in Szene gesetzt wird! Daß ich im stande war, Sie damit zu täuschen, könnte mich eitel machen. Verstehen Sie mich nicht falsch, Alexandrine Karlowna," fügte er hinzu, als sie zusammenschauernd die Hand über die Augen legte; „Sie sind zu schön, um den Mann, der Sie besitzen darf, kalt zu lassen . . ."

Alessa erhob den Kopf mit einem Blicke, vor dem er, obwohl er sich dagegen sträubte, verstummte und die Augen niederschlug. „Lassen Sie uns zu Ende kommen," sagte sie. „Es bedarf keines Wortes, daß ich nach Ihrem heutigen Geständnis, auch ohne die Vorgänge am Weihnachtsabend, unsre Ehe wie eine Schmach empfinden müßte . . ."

„Eine Schmach?" fiel er ein. „Wie Sie wieder übertreiben! Was habe ich denn andres gethan, als neunundneunzig Prozent aller Heiratenden? Der Unterschied ist nur, daß ich für mich allein gehandelt habe, während sonst Tanten und Cousinen die Präliminarien übernehmen.

„Was soll das alles?“ unterbrach ihn Alessa. „Lassen Sie uns zu Ende kommen.“

„Erlauben Sie: jedem Angeklagten steht das Recht der Verteidigung zu! Mir liegt daran, daß Sie die richtige Ansicht über die Dinge gewinnen. Ich bin, wie Sie wissen, einem der ältesten Fürstengeschlechter des Reiches entsprossen, bin in allen Ansprüchen meines Standes erzogen, während die reduzierten Mittel der Familie nicht mehr genügten, diese Ansprüche zu befriedigen. Eine fatale Situation, besonders für den Gardeoffizier in Petersburg! Was andre wieder flott macht, eine vorteilhafte Heirat, wollte sich für mich nicht finden. Erstens stand mir mein Bruder, mit dem Glanze seiner Tugenden und des Kaisers Gunst, im Wege — jede Erbtochter, die etwa Fürstin Kurägin zu werden wünschte, wendete ihm den Blick des Verlangens zu — und dann hatten mich ‚Widersacher, Weiber, Schulden‘ in allerlei Skandal verwickelt . . .“

„Und doch hatten Sie Zutritt im Hause meiner Pate, durften ungehindert mit ihren Töchtern und deren Freundinnen verkehren?“ sagte Alessa.

„Warum nicht? Im Salon war ich noch zu verwenden! Außerdem ist Alexandrine Petrowna meines Vaters Schwester, hatte also, da man in Rußland seine Cousine nicht heiratet, für ihre Töchter nichts zu fürchten, und was die übrigen jungen Damen betrifft, so waren sie ja alle klug und wohlerzogen, wußten alle, daß ich arm, mithin keine ‚Partie‘ bin — und ein bißchen Courmacherei, cela n'engage à rien! Das war nun alles schön und gut, konnte mir aber nicht helfen. Meine pekuniären Verlegenheiten wurden immer größer. Da erfuhr ich eines Tages von meiner Tante, daß der Kaufmann Krutschinin in Moskau Ihren Vater zum Universalerben ernannt hatte; man schätzte die Hinterlassenschaft auf eine Million.“

„Daher also stammte die ‚glühende Liebe‘ für mich, die Sie seit Jahr und Tag bekämpft haben wollten?“ sagte Alessa mit bittrem Lächeln.

„Que voulez-vous? Sie waren plötzlich eine gute Partie! Da ich, wie schon gesagt, keinen Lockvogel zur Disposition hatte, mußte ich selbst mein Liedchen pfeifen. Zeit war nicht zu verlieren. Ihr Vater war nach Moskau gegangen, die Erbschaft zu erheben; daß sich auf die Kunde seines Reichtums eine Schar von Bewerbern an Sie drängen würde, war gewiß;

ebenso, daß ich nicht die mindeste Aussicht hatte, von Ihrem Vater begünstigt zu werden. So bestand ich denn auf sofortiger heimlicher Trauung — und fand Sie schneller dazu bereit, als ich zu hoffen gewagt hatte."

„Höhnen Sie nicht!" rief Alessa. „Ich habe Ihnen geglaubt, als Sie vorgaben, sich nur so vor der Verbindung mit einer ungeliebten Frau schützen zu können — habe an Ihre Liebe geglaubt, weil ich selbst. . . . Genug davon! Nur zu bald habe ich meine Täuschung eingesehen!"

„Wie ich die meine," sagte der Fürst. „Als ich an jenem unglückseligen Weihnachtsabend unsre Geldverhältnisse zur Sprache brachte, eröffneten Sie mir ja, daß die ganze Krutschininsche Erbschaft zur Gründung eines Kinderhospitals verwendet werden solle."

„Mein Vater hatte so verfügt," erwiderte Alessa. „Nach seinem Tode fand ich die schriftliche Bestimmung darüber in seinen Papieren; während seiner Krankheit kam er in allen lichten Momenten darauf zurück und nahm mir das Versprechen ab, diesen Bestimmungen nachzukommen. Der übel erworbene Reichtum des Wucherers Krutschinin sollte nicht in meine Hände übergehen."

„Seltsames Zartgefühl!" rief der Fürst.

Alessa maß ihn mit dem verächtlichen Blicke, der ihm so verhaßt war. „Sie sehen," fuhr sie fort, „daß ich nicht im stande bin, den Preis zu zahlen, für den sich Fürst Kurägin an die deutsche Doktorstochter verkauft hat; ich erwarte daher, daß Sie mit der Lösung unsrer Ehe einverstanden sind."

„Durchaus," erwiderte Kurägin; „es fragt sich nur, was Sie darunter verstehen. Die gesetzliche Scheidung ist in Rußland sehr schwierig."

„Schwierig oder nicht, ich bestehe darauf," sagte Alessa.

Er beachtete den Einwand nicht. „Hören Sie meinen Vorschlag," fuhr er fort; „vor allem aber seien Sie gerecht: für die Million, die ich von Ihnen erwartete, tauschten Sie meinen alten, fürstlichen Namen ein. Sie werden doch nicht behaupten, daß Sie das nicht in Rechnung gezogen hätten?"

„Und doch war es so!" sagte Alessa.

Kurägin lächelte ungläubig.

„So erwägen Sie jetzt gefälligst, welche Vorteile, welche glänzende, sichere Stellung Ihnen derselbe gewährt. Auch

mit einer halben Million können Sie das Hospital gründen. Geben Sie mir die andre Hälfte, so deklariere ich unsre Heirat, Bruder und Vettern und Basen zum Trotze — mache mich anheischig, Ihren Weg nie mehr zu kreuzen, und lasse Ihnen nach jeder Richtung hin volle Freiheit — verstehen Sie mich recht; nach jeder Richtung."

Alessa erhob sich: ihre Augen sprühten.

„Dort ist die Thür, Fürst Kurägin!" sagte sie, die Hand ausstreckend. „Kein Wort mehr — ich werde mein Recht und meine Freiheit zu finden wissen."

Er nahm seinen Hut und ging der Thür zu, aber auf halbem Wege kehrte er um. Sein Gesicht war blaß und ruhig, wie immer; nur in den Augen war ein Flackern wie in den Augen des Raubtiers, das seine Beute belauert. „Sie sind eine Thörin, Alexandrine Karlowna!" sagte er. „Was glauben Sie denn ohne meine Zustimmung erreichen zu können? Sind Sie im stande, auch nur einen Beweis für unsre Heirat beizubringen?"

Alessa war unwillkürlich hinter den nächsten Sessel zurückgewichen, auf dessen Lehne sie sich mit beiden Händen stützte. Ihre Kraft war nahezu erschöpft; nur mit äußerster Anstrengung hielt sie sich aufrecht.

„Einen Beweis für unsre Heirat?" wiederholte sie tonlos. „Der Ehekontrakt ist da . . ."

„In meinem Besitze," fiel Kurägin ein; „keinesfalls werden Sie ihn jemals in die Hände bekommen. Einer unsrer Trauzeugen, mein alter Timofeï, ist gestorben, und Tatjana, wo ist die Alte?"

„Nach Kleinrußland, in ihre Heimat zurückgekehrt," antwortete Alessa.

Kurägin lachte. „Also auch beseitigt!" rief er. „Weiter aber, wissen Sie etwa, in welcher Vorstadtkirche unsre Trauung stattgefunden hat, oder wie der Pope heißt, der sie vollzogen? Dutzende ganz ähnlicher Holzkirchen, mit demselben muffigen Geruch und derselben verräucherten Bilderwand werden Sie in Petersburg finden; nach dem Geistlichen dagegen würden Sie vergebens suchen. Seine Frau ist gestorben, und er hat sich in irgend ein Provinzkloster zurückgezogen. . . . Sie sehen, ich habe freie Hand, unsre Heirat abzuleugnen, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es thue, wenn Sie auf Ihrem Eigensinn beharren."

Alessas Herz stand still. „Mein Gott, mein Gott, was

soll ich anfangen!“ sagte sie, die Hände zusammenpressend, mehr zu sich selbst als zu Kurägin; er aber hielt es für eine Frage. „Vor allen Dingen nehmen Sie nicht tragisch, was ganz einfach ist,“ erwiderte er. „Machen Sie sich doch nur klar, daß Sie, indem Sie mir die Hälfte der Krutschininschen Erbschaft übertragen, nicht die geringste Einbuße erleiden.“

„Unmöglich!“ sagte Alessa. „Sie wissen, wie mein Vater verfügt hat, und ich wiederhole Ihnen, daß ich unter keiner Bedingung seinem Willen zuwiderhandeln werde. Nur über mein persönliches Erbteil kann ich bestimmen — davon mögen Sie die Hälfte nehmen. Selbst zwei Drittel will ich Ihnen überlassen, wenn Sie unsre Scheidung durchsetzen.“

„Bedaure sehr!“ antwortete Kurägin, die Achseln zuckend. „Ihres Vaters Nachlaß beträgt ungefähr eine Viertelmillion Rubel; um solcher Kleinigkeit willen meine Verwandtschaft noch mehr gegen mich aufbringen, als ich es ohnehin gethan habe, wäre Thorheit! Die Rosenketten unsrer Ehe drücken ja nicht! Es wäre denn,“ fügte er mit lauerndem Blicke hinzu, „daß Sie sich anderweitig zu verheiraten wünschten.“

„Davon ist nicht die Rede,“ sagte sie.

„Aber es kann dereinst die Rede davon sein,“ fuhr Kurägin mit cynischem Lachen fort; „lassen Sie uns immer für dies ‚Dereinst‘ ein Abkommen treffen. Da unsre Heirat eine heimliche war, können wir auch die Scheidung in der Stille vollziehen. Sie geben mir zweimalhunderttausend Rubel, ich liefere Ihnen Ihre Briefe aus; wir vernichten den Heiratskontrakt, verweisen unsre Ehestandsepisode ins Reich der Träume und gehen der eine rechts, der andre links, als wäre nichts geschehen.“

Alessa richtete sich auf. „Gehen Sie! Ich will nichts mehr hören!“ rief sie mit dem Ausdruck des Abscheus.

„Sie sind eine Thörin, Alexandrine Karlowna! Was es heißt, mich zum Feinde zu haben, wissen Sie noch nicht, und ich warne Sie davor. Ihr Geschick, das vergessen Sie nicht, liegt in meinen Händen. Sollte eines Tages der Bruch mit den Meinigen unheilbar werden, so hindert mich nichts mehr, unsre Heirat zu veröffentlichen, und dann mache ich meine Rechte geltend, an Ihre Person so gut, wie an Ihr Vermögen ...“

„Gehen Sie, gehen Sie!" wiederholte Alessa. Seine Gegenwart war ihr unerträglich.

„Wie Sie befehlen," antwortete er mit hämischem Lächeln. „Also Krieg zwischen uns! Ich habe Sie gewarnt — hüten Sie sich!"

Mit diesen Worten machte er ihr eine Verbeugung und ging leichten, lautlosen Schrittes zur Thür hinaus. Einen Augenblick stand Alessa wie erstarrt; dann sank sie auf den nächsten Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Diesem Manne hatte sie angehört — einen solchen Elenden hatte sie geliebt.

Sechstes Kapitel.

Während Kurägin die Treppe hinuntereilte, sah er nach der Uhr: etwas über halb zwei, also noch Zeit, Frau von Tannberg vor ihrem Mittagessen zu besuchen. Zu Hause war sie gewiß. Es hatte den ganzen Morgen geschneit und that es noch; aber ob sie ihn vorließ? Jedenfalls wollte er dort gewesen sein. Er gab dem wartenden Droschkenkutscher ihre Adresse an und überlegte während der Fahrt, wie er Alessa am besten unschädlich machen könnte. Dem Lächeln nach, mit dem er das Tannbergsche Vorzimmer betrat, schien er zu einem befriedigenden Resultat gekommen zu sein.

Frau von Tannberg war zu Hause. Als der Fürst den Salon betrat, schlug die Portiere des Nebenzimmers zusammen. Vielleicht war Erika dort hinausgeschickt, sollte vielleicht ungesehen der Unterredung des Uebelthäters mit der Mutter beiwohnen. Mochte sie doch; Kurägin hatte nichts davon zu fürchten! Mit ernstem Gesicht schritt er auf Frau von Tannberg zu, die ihn mit hochmütigem Kopfneigen begrüßte und ihm die Hand entzog, die er küssen wollte. Er schien das nicht zu beachten, nahm ohne weiteres einen Stuhl und sagte, indem er sich der Zürnenden gegenüber setzte, in einem Tone, der wie in mühsam beherrschter Erregung zitterte: „Tausend Dank, gnädige Frau, daß Sie mich empfangen haben! Ich weiß nicht, wie ich den Tag zu Ende gebracht hätte, wäre mir nicht durch Ihre Güte Gelegenheit gegeben, mich auszusprechen, mich zu rechtfertigen . . ."

„Rechtfertigen?“ wiederholte Frau von Tannberg gedehnt. „Ich wüßte nicht, Durchlaucht!“

„Gnädigste Frau,“ fiel Kurägin ein, „ich beschwöre Sie, nicht diesen Ton, der mich von vornherein verurteilt. Ich begreife vollkommen, in welchem Lichte ich Ihnen erscheinen muß. Nachdem Sie mich, den völlig Fremden, mit der wohlthuendsten Gastlichkeit in Ihrem Hause aufgenommen haben, hörten Sie gestern, daß ich Sie über Verhältnisse im Dunkeln gelassen haben soll, die ...“

„Die mich und die Meinen nichts angehen, Durchlaucht,“ ergänzte Frau von Tannberg, als er stockte.

„Bitte um Verzeihung, meine Gnädige!“ rief der Fürst. „Meinem Gefühle nach hätte ich die Verpflichtung gehabt, Sie von meiner Heirat zu unterrichten, vorausgesetzt, daß ich — wirklich verheiratet wäre.“

Frau von Tannberg starrte ihn an. „Sie wären es nicht?“ fragte sie, fügte aber im nächsten Augenblicke mit verdüstertem Gesicht hinzu: „es abzuleugnen, wäre gestern an der Zeit gewesen.“

„Gewiß, so scheint es. Der Schein ist gegen mich und die Erklärung schwer,“ antwortete Kurägin mit halblauter Stimme, indem er vor sich niedersah; dann hob er den Kopf und sagte, wie mit einem plötzlichen Entschluß: „Gnädige Frau, zum Diplomaten bin ich verdorben! Erlauben Sie, daß ich Ihnen ohne Umschweife mitteile, was ich, aus Gründen der Selbsterhaltung, nicht verschweigen kann und darf; nur aus Rücksicht für Sie, gnädige Frau, aus Rücksicht für Ihre Familie habe ich gestern zu der völlig grundlosen Behauptung Ihrer Fräulein Nichte geschwiegen. Mein Widerspruch hätte möglicherweise eine Szene herbeigeführt, die ich sowohl der jungen Dame wie ihren Angehörigen zu ersparen wünschte.“

„Fürst, ich verstehe Sie nicht!“ rief Frau von Tannberg.

Kurägin sah ihr mit ernstem Blicke in die Augen. „Meine Gnädige, Ihr Wort darauf, daß es ganz unter uns bleibt, was ich Ihnen jetzt erzähle,“ sagte er und fuhr, von ihrem stummen Kopfneigen befriedigt, nach kurzer Pause fort: „Vor allem möchte ich Sie fragen, ob Sie in dem Wesen oder Benehmen Ihrer Nichte nicht zuweilen etwas Außergewöhnliches, eine hochgradige Aufregung, einen gewissen Hang zu — wie sage ich nur? — zu Phantasieen bemerkt haben?“

Mit immer größer werdenden, angstvollen Augen sah

Frau von Tannberg den Sprechenden an. „Um des Himmels willen, Durchlaucht, verstehe ich recht?“ rief sie, als er schwieg. „Aber Sie irren, ich versichere Sie! Alessa ist mir immer ruhig und klar erschienen.“

„Und doch, und doch!“ antwortete Kurägin mit schmerzlichem Seufzen. „Es soll ja vorkommen, daß Frauen in allen Dingen vernünftig sind, nach einer Richtung aber ... bitte, meine Gnädige, lassen Sie sich erzählen, was ich erlebt habe. Es ist, auf Ehre, bis jetzt nicht über meine Lippen gekommen.“

Abermals aufseufzend, strich er über Stirn und Augen; dann fuhr er in gedämpftem Tone, den Blick zu Boden senkend, fort: „Ich habe Alexandrine Karlowna — pardon, ich bin gewöhnt, Fräulein von Harthaus nach russischem Brauche zu nennen — im Hause meiner Tante, der Gräfin Maranoff, kennen gelernt. Gräfin Maranoff, enthusiastisch, wie meine Landsmänninen zu sein pflegen, war zufällig mit der jungen Frau ihres Arztes zusammengetroffen, hatte sich für ihre Schönheit und Anmut begeistert, einen lebhaften Verkehr mit ihr angeknüpft und ihr Töchterchen aus der Taufe gehoben. Als Frau von Harthaus starb, fühlte sich meine Tante gedrungen, dem mutterlosen Kinde in ihrem Familienkreise eine Heimat zu geben. ... Aber ich erzähle Ihnen wahrscheinlich, was Sie von Fräulein von Harthaus selbst erfahren haben.“

„Verzeihung, Durchlaucht, Alessa hat den Namen Ihrer Frau Tante nie genannt.“

„Seltsam!“ rief Kurägin, und der Blick, den er hastig hob und wieder senkte, verstärkte die Bedeutung dieses Ausrufes. „Ehe ich weiter berichte,“ sagte er dann, „muß ich bemerken, daß die russische Sitte eine Heirat zwischen Cousin und Cousine verbietet; wenigstens bedarf es dazu des besonderen Dispenses vom Zaren — eine Vergünstigung, die ungern erteilt und selten verlangt wird. Daher ist es denn natürlich, daß Vettern und Basen in geschwisterlicher Unbefangenheit miteinander verkehren. So verkehrte ich mit den beiden Töchtern meiner Tante und leider auch mit Alexandrine Karlowna, die ich täglich bei den Cousinen zu treffen pflegte.“

Wieder machte er eine Pause; auch Frau von Tannberg schwieg. Endlich fing er, wie mit schmerzlicher Befangenheit kämpfend, wieder an: „Jahrelang war es so fortgegangen.

Als endlich die traurige Wendung eintrat, von der ich Ihnen berichten muß, habe ich mich ernstlich gefragt, ob ich mir, in Bezug auf Alexandrine Karlowna, irgend einen Vorwurf zu machen habe; aber mein Gewissen spricht mich frei. So schön die junge Dame war — sie hat im letzten Jahre sehr verloren — mein Geschmack war sie nicht. Mich kann nur eine blonde, blauäugige kleine Fee mit kindlichem Frohsinn und kindlicher Naivetät entzücken."

Ein rascher Seitenblick auf Frau von Tannberg, die in mütterlicher Freude errötete, gab Kurägin die Gewißheit, daß er verstanden war. Nach einer Pause fuhr er fort: „Lassen Sie mich zu Ende kommen. Eines Tages erhalte ich ein Billet von Frauenhand. Es war von Alexandrine Karlowna, die mich aufforderte, sie zu besuchen, weil sie einen Ritterdienst von mir erbitten müsse. Ich wußte, daß Doktor Harthaus nach Moskau gereist war, eilte daher unverzüglich, mich der jungen Dame, die vielleicht des Schutzes bedurfte, zur Verfügung zu stellen, und fand sie in großer Erregung. Die Angelegenheit, in der sie meine Hilfe verlangt hätte, wäre bereits erledigt, sagte sie, und davon zu sprechen, wäre ihr peinlich. Dann klagte sie über ihre Verlassenheit, fragte, ob sie auf meine Sympathie, meine Freundschaft rechnen könne, und ich war so schwach — oder sagen wir so eitel — auf die Komödie einzugehen, bis eines Tages die ‚Sympathie' der jungen Dame in helle Leidenschaft ausbrach. Von Stund' an habe ich den Verkehr mit Fräulein von Harthaus, der sich auf ein paar Morgenbesuche beschränkte, vollständig abgebrochen.

„Zu derselben Zeit kam Doktor Harthaus todkrank von Moskau zurück, und die Sorge um ihn, die Anstrengungen der Pflege scheinen den kranken Geist der armen Alexandrine Karlowna vollends verstört zu haben. Sie hielt sich plötzlich für meine Frau, schrieb mir Briefe auf Briefe, in denen sie mich als ihren Gatten anredete, mein Wegbleiben beklagte, mich aber gleichzeitig beschwor, ihr Haus vorläufig nicht zu betreten, weil ihres Vaters Fieber ansteckend sei. . . . Doch genug! Ich bin geradezu von Petersburg geflüchtet, um mich von Fräulein von Harthaus frei zu machen — leider vergeblich, wie die gestrige Szene und — lassen Sie mich das letzte gestehen — die heutige Unterredung mit der jungen Dame bewiesen hat. Ich bin eben bei der Unglücklichen gewesen, habe versucht, sie zur Vernunft zu bringen — ver-

gebens! Sie bleibt dabei, sich für meine Gattin zu halten, überhäuft mich mit Anklagen. ... Es ist herzzerreißend!"

„Herzzerreißend!" wiederholte Frau von Tannberg, als er schwieg, und drückte das Taschentuch an die trockenen Augen. „Das Kind meiner Lieblingsschwester in solchem Zustande zu wissen — es ist fürchterlich! Aber was nun weiter? Raten Sie mir, Fürst, was soll ich thun?"

„Nichts, meine Gnädige! Die Sache ruhig gehen lassen," gab er zur Antwort. „Sie sagen mir ja zu meinem Troste, daß die junge Dame in allen andern Dingen völlig klar und zurechnungsfähig ist. ... Natürlich werde ich alles thun, um eine Begegnung mit ihr zu vermeiden."

„Sie werden Berlin verlassen?" rief Frau von Tannberg erschreckt.

„Das kann ich nicht," antwortete Kurägin; „kann es aus doppelten Gründen nicht. Die Meinigen wünschen, daß ich die diplomatische Carrière einschlage — ich selbst bezweifle, daß ich dazu tauge. Aber da in der nächsten Zeit einer der hiesigen Gesandtschaftsattachés einen längeren Urlaub antritt, so habe ich mich verpflichtet, seine Stelle zu versehen. Den zweiten Grund erraten Sie vielleicht, gnädige Frau. Nennen kann ich ihn nicht — jetzt noch nicht!"

Mit diesen Worten erhob er sich. „Und nun noch einmal die Bitte, über den Inhalt unsres Gespräches gegen jedermann zu schweigen," fuhr er fort. „Selbst wenn mich Fräulein von Harthaus anklagen sollte, widersprechen Sie nicht, meine Gnädigste — ich beschwöre Sie! Es genügt mir, mich von Ihnen gekannt und richtig beurteilt zu wissen."

„Sie sind ein hochherziger junger Mann!" antwortete Frau von Tannberg, während er ihr zum Abschiede die Hand küßte, und er ging mit der Ueberzeugung, daß sie keine Gelegenheit versäumen werde, für ihn einzutreten. Ueberhaupt war er mit dem Verlaufe der Unterredung zufrieden, fühlte seine Stellung im Tannbergschen Kreise nur noch mehr befestigt und empfand es als einen pikanten Reiz, seine Bundesgenossen gegen Alessa in ihrer eignen Familie zu werben. Die Andeutung, daß er ihr möglichst aus dem Wege gehen würde, genügte sicherlich, ihr das Haus der Tante zu verschließen, und um das zu rechtfertigen, mußte Frau von Tannberg Moorbrandts ins Vertrauen ziehen. Wer mochte sagen, ob Alessa nicht binnen kurzem ihre hiesigen Verhältnisse unerträglich fand — wie er das wünschte!

Die Verachtung, die sie ihm heute nur zu deutlich gezeigt, hatte die unbehagliche Scheu, die er seit dem Weihnachtsabend vor ihr empfand, in Haß verwandelt, und sie sollte sich überzeugen, daß dieser Haß kein ohnmächtiger war.

Die Arie Basilios vor sich hinsummend, betrat er seine Wohnung, ein Chambre garnie in der Wilhelmstraße. Sein Diener, ein Berliner Junge, den er in russische Kleider gesteckt hatte — den Luxus eines Kammerdieners konnte er sich nicht mehr erlauben — stürzte herbei, ihm den Pelz abzunehmen, und überreichte ihm dann ein Billet, das, wie er sagte, vor wenigen Minuten durch einen Dienstmann gebracht worden sei.

„Von Alessa!" dachte Kurägin. Aber statt ihrer schönen, klaren Schriftzüge erblickte er eine gewöhnliche, kritzliche Frauenhand, die ihm bekannt erschien. Die Adresse war französisch; der Inhalt, wenige Zeilen nur — ein Gemisch von Russisch und Französisch — lautete:

„Mon cousin! Zu meiner Freude höre ich, daß Sie hier sind, und erwarte Sie bei mir, so bald als möglich. Zögern Sie nicht, car il se peut, que je m'échappe d'ici un de ces jours. Zu Hause finden Sie mich beinahe immer. A bientôt also.

Natalie Maranoff."

„Natalie Maranoff?" sagte Kurägin verwundert vor sich hin. „Merkwürdig, daß sie nicht ein Wort von Mutter und Schwester geschrieben hat. Aber wie sollte sie allein nach Berlin kommen? Und doch, Taubenstraße, drei Treppen hoch, bei Frau Registrator Wolkenhahn, konnte seine Tante nicht wohnen. Am besten war es, sich gleich zu überzeugen, wie die Sache stand. Unverzüglich machte er sich auf den Weg.

Sein unbehagliches Erstaunen wuchs, als er das bezeichnete Haus, eines der ältesten in der Taubenstraße, erreichte. Ueber einen dunklen Flur gelangte er zu der steilen, schmalen Treppe, die zu ebenfalls dunklen Vorplätzen mit mehreren Thüren führte. Mühsam entzifferte er im dritten Stock an einer derselben den Namen Wolkenhahn, zog eine grell anschlagende Klingel und trat in das Vorzimmer, das von einer Petroleumlampe spärlich erleuchtet wurde. Auf seine Frage nach Comtesse Maranoff deutete die Frau, die ihm geöffnet hatte,

auf die nächste Thür. „Gehen Sie nur immer hinein," sagte sie verdrießlich; „Ihr Anklopfen kann bei dem Heidenspektakel, den die Leute machen, keiner hören."

Kurägin folgte der Weisung. Selbst beim Oeffnen der Thür dauerte das laute Sprechen und Lachen fort. Nur eine Frauengestalt erhob sich vom Sofa im Hintergrunde des Zimmers und kam mit dem Ausruf: „Fedor Iwanitsch!" auf den Eintretenden zu. Es war Natalie Maranoff, die ihn mit einem Händedruck willkommen hieß; dann stellte sie ihn den Anwesenden vor und nannte eine Reihenfolge russischer Namen, die zu plebejisch klangen, um für den Fürsten Kurägin Bedeutung und Interesse haben zu können.

„Setzen Sie sich, mon cousin," fügte Natalie hinzu, indem sie den verlassenen Platz auf dem Sofa wieder einnahm, und Kurägin, dessen Augen sich nach und nach an das auch im Zimmer herrschende, durch dichten Tabaksqualm verstärkte Dunkel gewöhnten, zog einen Stuhl herbei und sah sich in der Umgebung seiner Cousine um, während er die üblichen Fragen und Antworten über beiderseitiges Befinden mit ihr austauschte.

Neben Natalie in der zweiten Sofaecke saß eine junge Frau mit blassem, intelligentem Gesicht und kurzgeschnittenem blonden Haar, die nach türkischem Brauch beide Füße unter sich gezogen hatte, den Kopf zurücklehnte und kunstvolle Rauchringe über ihrer Cigarette aufsteigen ließ. Sie sowohl wie die übrigen Anwesenden hörten einem jungen Manne von einigen zwanzig Jahren zu, der ihr Bruder zu sein schien; wenigstens sah er ihr auffallend ähnlich, nur daß seine Züge schärfer ausgeprägt waren und sein Gesicht durch den vortretenden Unterkiefer und die spitzen Wolfszähne etwas Tierisch-Grausames erhielt. Er hatte den Ellbogen auf den Tisch, den rothaarigen Kopf in die Hand gestützt und sprach in leidenschaftlicher Erregung von der unvermeidlichen sozialen Reform des heiligen Rußland. Seine bittren Ausfälle gegen alle Parteien — auch die liberalen verschonte er nicht — erregten bald eine jubelnde Zustimmung, bald den heftigen Widerspruch seines Zuhörerkreises, der außer seiner Schwester aus einem ältlichen Manne in schäbiger Kleidung, zwei jungen Leuten mit blonden Mähnen und einer dicken, häßlichen Frau bestand, deren gellendes Lachen das der andern übertönte. Sie alle rauchten und hatten auf ungedecktem Tische große Gläser Thee vor sich stehen, zu dem ein ungeputzter, qual-

mender Samowar das Wasser lieferte. Wie war Natalie Maranoff in solche Umgebung, solche Gesellschaft geraten?

Kurägin, der seine Cousine danach zu fragen wünschte, setzte seinen Klemmer auf und begann, während er das Gespräch mit Natalie in halblautem Tone fortführte, die Anwesenden in einer Weise zu mustern, die deutlich sagte, daß sie ihm lästig waren; sie ließen sich jedoch nicht stören und schienen, bis auf den jungen Mann mit den Wolfszähnen, kaum auf ihn zu achten. Dieser aber zog ebenfalls eine Lorgnette hervor, hielt sie an die Augen, erwiderte des Fürsten Musterung mit drohenden Blicken und fragte, seine Rede unterbrechend: „Sagen Sie doch, Natalie Dmitriewna, wie nannten Sie den jungen Herrn? Ich habe nicht acht gegeben.“

„Es ist mein Vetter, Fürst Fedor Kurägin,“ antwortete Natalie, und ihr Blick schien eine stille Bitte auszusprechen. „Ich habe Ihnen sicher von ihm erzählt, Simon Timofeïtsch.“

„Das haben Sie,“ sagte die blasse junge Frau, indem sie sich aus der Sofaecke aufrichtete, „und wir alle werden uns freuen, ein andermal die nähere Bekanntschaft des Fürsten zu machen. Jetzt aber müssen wir fort — es ist Essenszeit. Komm, Simonka!“

Mit diesen Worten stand sie auf, und Simon Timofeïtsch folgte ihrem Beispiele, während die dicke Frau mit schriller Stimme Einspruch that. „Es ist noch zu früh; urteilen Sie selbst, mein Täubchen!“ schrie sie, dem jungen Manne ihre Uhr entgegenhaltend; aber er schob sie mit ungeduldiger Handbewegung zurück, bot Natalie mit einem beinahe drohend klingenden „Auf Wiedersehen!“ die Hand, reichte seiner Schwester, die sich mit kokettem Aufblick von Kurägin verabschiedete, den Arm und ging zur Thür hinaus.

Lachend und schwatzend drängten die übrigen nach; nur die dicke Frau blieb noch einen Moment und sagte, indem sie ihren Filzhut, den sie unter dem Tische hervorgesucht, auf den Kopf stülpte: „Erbarmen Sie sich Mütterchen, Natalie Dmitriewna — wie schlimmer Laune Simon Timofeïtsch 'mal wieder ist!“ Dann machte sie dem Fürsten einen Knicks und verschwand ebenfalls im Vorzimmer, wo man die ganze Gesellschaft, mit Pelzen und Mänteln beschäftigt, noch eine Weile lärmen hörte.

„Um Gotteswillen, Natalie Dmitriewna, wie ist es möglich!“ rief Kurägin, als sich die Thür hinter der dicken

Frau geschlossen hatte. „Warum sind Sie nicht in Nizza bei Ihrer Mutter?"

„Weil ich es nicht aushielt, mit Katja und ihrem Verlobten zusammenzusein!" fiel ihm Natalie ins Wort. Sie waren miteinander wie die Turteltäubchen, und mir, der sitzengebliebenen älteren Schwester, wurde von allen Seiten ein so beleidigendes Mitleid zu teil. ... In Genf hatte ich zufällig Anne Timofejewna kennen gelernt — die junge Frau, die hier neben mir saß — und bin mit ihr hergekommen."

„Wie hat das meine Tante zugeben können?" rief Kurägin wieder. Natalie zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie? Ich bin mündig," sagte sie. „Zugegeben hat Mama nichts — ich bin einfach gegangen, habe sie in dem Glauben gelassen, daß es sich um einen kurzen Besuch in Genf, bei Anne Timofejewna, handle, und bin von dort aus weiter gereist. Anne ist ein merkwürdiges Geschöpf, geistvoll und energisch. Mit siebzehn Jahren an einen Kaufmann, einen rohen, ungebildeten Menschen verheiratet, ist sie mit ihrem Bruder, Simon Grebenko, ins Ausland geflüchtet. ..."

„Das Ausreißen scheint ansteckend zu sein!" rief Kurägin. Natalie beachtete die Unterbrechung nicht.

„Die Geschwister gingen nach Zürich," fuhr sie fort. „Simon besuchte die Universität, und Anne hat gelernt und gelernt, wie ein Gymnasiast, bis auch sie zur Universität reif war. Sie studiert Philosophie und wird nächstens ihren Doktor machen. Wirklich, ein merkwürdiges Geschöpf!"

„Auch ihr Herr Bruder scheint das zu sein, wenn auch gerade nicht von angenehmer Spezies," sagte Kurägin spöttisch. „Hätte ich ihn nicht bei Ihnen getroffen, so würde er nicht so wohlfeilen Kaufs davongekommen sein. Sagen Sie ihm das, Natalie Dmitriewna; sagen Sie ihm, er möge sich in acht nehmen — ich weiß die Reitpeitsche zu gebrauchen."

„Fedor Iwanitsch, ich bitte Sie!" rief Natalie. „Simon Timofeïtsch Grebenko ist ein geistvoller, hochgebildeter junger Mann ..."

„Ein Flegel ist er," fiel ihr Kurägin ins Wort, „ein unverschämter Gesell — Sohn eines Leibeigenen, dem die Knute fehlt."

„Sie irren, mon cousin; sein Vater war Pope in

Pskow," sagte Natalie, vor Unwillen errötend. Kurägin lachte laut auf.

„Immer besser — ein Popowitsch!" höhnte er. „Wissen Sie nicht, daß es in Rußland nichts Verachteteres gibt, als Popensöhne? Und Sie, Comtesse Maranoff — nein, Natalie Dmitriewna, so geht es nicht weiter — noch heute schreibe ich an meine Tante; sie mag herkommen, ihre Tochter zu holen."

„Dann könnte sich's zutragen, daß sie mich nicht fände!" rief Natalie gereizt. „Lassen Sie's gut sein, Fedor Iwanitsch; ich bin Ihnen dankbar für Ihre verwandtschaftliche Teilnahme; denn, seien Sie aufrichtig — wenn sich's nicht um Ihre Cousine handelte, wär's Ihnen einerlei, welchen Kurs ich steure. Ich bin aber lange genug im Fahrwasser der Familie mitgeschwommen ..."

Ich bitte Sie, Natalie Dmitriewna, nicht diesen Jargon ... Kurs, Fahrwasser, steuern. ... Sie thun, als ob Sie selbst eine Kaufmannsfrau in irgend einer Hafenstadt gewesen wären! Es steht Ihnen viel besser, große Dame zu sein. Diese schreckliche weite Jacke, dieser steife Halskragen — mich wundert's, daß Sie nicht auch à la Anne Timofejewna das Haar abgeschnitten haben."

„Das Haar, meine einzige Schönheit — pas si bête!" entgegnete Natalie lachend. „Machen wir Frieden, mon cousin! Wenn Sie wiederkommen, sollen Sie mich in bessrer Toilette finden."

„Vor allem in bessrer Gesellschaft, ma cousine," fiel Kurägin ein. „Geben Sie mir freie Hand, und ich jage die ganze Bande zum Tempel hinaus."

Natalie wurde dunkelrot. „An der ‚Bande', wie Sie's nennen, ist mir nichts gelegen," sagte sie; „Anne und Simon aber sind meine Freunde, und ich muß bitten, sie als solche zu behandeln."

„Dazu werde ich kaum im stande sein," antwortete Kurägin, indem er sich erhob. „Ah, noch eins: Alexandrine Karlowna ist hier; wollen Sie sie sehen?

„Nein, nein, lieber nicht!" rief Natalie. „Wir haben uns nie leiden können, und in meinem Kreise würde sie sich schwerlich wohl fühlen. Bitte, verraten Sie's nicht, daß ich in Berlin bin."

„Seien Sie beruhigt, ich gehe dem Fräulein aus dem Wege, soviel ich kann," entgegnete der Fürst, und

mit spöttischem Lächeln fügte er hinzu: „Sie macht Ansprüche an mich, die ich zu meinem Bedauern nicht erfüllen kann."

„Ist Ihnen recht!" sagte Natalie. „Warum haben Sie ihr die Cour gemacht! Und ihr sieht es ganz ähnlich, der eingebildeten Person! Ich glaube, daß sie nichts Geringeres anstrebte, als Fürstin Kurägin zu werden."

Kurägin nickte gedankenvoll vor sich hin. „Sie wissen nicht, wie wahr Sie sprechen, ma cousine!" antwortete er mit einem Ernst, der sie überraschte. Als sie aber nach dem Grunde fragen wollte, fiel er ihr ins Wort: „Ein andermal, ein andermal," küßte ihr die Hand und ging.

„Vielleicht kann ich ihr Zeugnis brauchen," sagte er zu sich selbst, während er die Treppe hinuntereilte. Das „Wie" war ihm noch nicht klar; aber jedenfalls war es gut, mehr als einen Pfeil im Köcher zu haben, und so widerwärtig ihm die Menschen sein mochten, mit denen sich Natalie umgeben hatte, mit ihr brechen durfte er nicht.

Siebentes Kapitel.

Alessa war, nachdem Kurägin sie verlassen hatte, wie vernichtet in sich zusammengesunken, und dann überfiel sie eine große Angst. Seine letzten Worte: „Also Feindschaft zwischen uns — hüten Sie sich!" klangen ihr im Ohre nach und erschienen ihr wie die Verkündigung nahen Unheils. Was sie zu fürchten haben könnte, war ihr anfangs nicht klar; erst als sie sich den Inhalt des Gespräches zurückrief, erinnerte sie sich der Drohung, daß er — falls die Seinigen ihn fallen ließen — seine Heirat publizieren und seine Rechte geltend machen würde. Sie schauderte vor dieser Möglichkeit. Nach dem letzten Zusammensein konnte sie sich nicht verhehlen, daß Fürst Fedor Kurägin zu jeder Feigheit, Schlechtigkeit und Gemeinheit fähig war; daß ihr mithin die Pflicht der Selbsterhaltung gebot, so bald als möglich auch das letzte Band zwischen sich und ihm zu zerreißen. Aber wie sollte das geschehen? Sie allein war nicht dazu im stande, und wo fand sich der Helfer, dem sie sich anvertrauen konnte? Onkel Fritz?

Er war ein Ehrenmann, war klug, energisch, galt für einen tüchtigen Juristen und war sicherlich bereit, ihr beizustehen; allein ihr graute vor der Aufgabe, diesem Fanatiker der „Korrektheit“ zu offenbaren, wie inkorrekt ihre Lebensführung gewesen war. Oberst Tannenberg? So warmherzig und gutwillig er sein mochte, ihr zu helfen war er nicht im stande. Albrecht Moorbrandt? Unmöglich! sagte sie im ersten Moment; aber wieder und wieder kehrten ihre Gedanken zu ihm zurück. Er hatte den freien, weiten Blick, der Verständnis und Milde gibt; ihm konnte sie, eher als jedem andern, ihre Herzensverirrung eingestehen. Daß er bereit sein würde, ihr zu helfen, bezweifelte sie nicht.

Schon der Entschluß, sich ihm anzuvertrauen, war eine Art Erlösung — Erlösung aus seelischer Einsamkeit; aber wann und wie sollte sie Gelegenheit dazu finden, da sie ihn immer nur zufällig allein sprach? Sie mußte ihm schreiben und that es ohne Verzug. Das Herz ging ihr dabei auf, ihre Feder flog über das Papier; ohne Rückhalt erzählte sie die Geschichte ihrer Heirat und bat ihn, ihr behilflich zu sein, das unselige Band zu lösen. Dann nahm sie Hut und Mantel und stahl sich fort, den Brief, den sie niemand anvertrauen mochte, nach der Post zu bringen.

Es stürmte und schneite; aber es that ihr wohl, sich mit aller Kraft gegen den Wind stemmen zu müssen und die kalten Flocken auf Stirn und Wangen zu fühlen. Als ihr Brief besorgt war, ging sie mit aufgeschlagenem Schleier weiter und weiter, ohne Weg und Richtung zu beachten. Die rasche Bewegung, das Tosen des Windes, der Lärm der Straßen wirkten beruhigend, betäubend wenigstens, auf sie ein.

Eine bekannte Stimme, die ihren Namen rief, entriß sie dieser Versunkenheit, und aufschreckend erkannte sie Onkel Fritz, dessen Wagen an das Trottoir herangefahren war. Er öffnete den Schlag, hieß sie einsteigen und fragte vorwurfsvoll, wie sie bei diesem Unwetter auf die Straße käme. Ausweichend gab sie zur Antwort, daß ihr Wind und Kälte gegen Kopfschmerz zu helfen pflegten. Er aber fand dies Mittel ebenso unvernünftig wie unpassend und wünschte, daß sie es nicht wieder anwenden möge.

Auch Tante Luise machte ihr, als sie nach Hause kamen, sanfte Vorwürfe; Alessa würde sich krank machen, klagte sie und riet ihr, sich zu Bett zu legen. Alessa versicherte jedoch,

bis auf etwas Kopfschmerz vollkommen wohl zu sein, und kam zu Tische, um Onkel Fritz, der ohnehin unzufrieden mit ihr war, nicht noch mehr zu verstimmen.

Sie hatte ihre Kräfte überschätzt; die Nachwirkung der Seelenqualen, die sie gestern und heute zu erdulden gehabt, machten sich geltend, so sehr sie sich dagegen sträubte. Wie im Krampf zog sich ihr Herz zusammen, und inmitten einer Antwort, die sie dem Onkel gab, brach sie in Thränen aus und mußte sich, unfähig, sich zu fassen, in ihr Zimmer zurückziehen. Die Tante, die sie begleiten wollte, hielt ein Blick des Gatten bei Tische fest.

„Das sind die Folgen solcher Parforcekuren,“ sagte er verdrießlich. „Ich bitte dich, Luise, erkläre deiner Nichte, daß ich dergleichen Extravaganzen in meinem Hause ein für allemal nicht dulde. Du wirst die Güte haben, den Medizinalrat rufen zu lassen, und wirst Sorge tragen, daß seine Verordnungen genau befolgt werden.“

In unbehaglicher Stimmung ging die Mahlzeit zu Ende; der Geheimerat legte sich zur Mittagsruhe nieder; Frau von Moorbrandt begab sich zu Alessa. Diese schien sich in den Schlaf geweint zu haben; mit glühendem Gesicht, von Zeit zu Zeit leise aufschluchzend, lag sie auf dem Sofa, und das Tuch, das ihre zuckenden Hände hielten, war von Thränen getränkt.

Wenn sie nur nicht ernstlich krank wurde! Besorgt schlich die Geheimerätin hinaus, um zum Arzt zu schicken, und sah sich im Vorzimmer zu ihrer Verwunderung Schwester Cölestine gegenüber.

Sie käme zur ungewöhnlichen Stunde, weil sie eine wichtige Mitteilung zu machen hätte, sagte Frau von Tannberg mit unheilverkündender Miene, und sobald sie der Schwester im Salon gegenübersaß, erklärte sie ihr mit aller Bestimmtheit, daß Alessa geisteskrank sei. „Widersprich nicht,“ fügte sie hinzu, „sondern besinne dich, ob du nicht auch schon Spuren davon in ihrem Wesen und Benehmen gefunden hast.“

Frau von Moorbrandt wollte das ableugnen, verstummte jedoch nach den ersten Worten und wendete sich ab, ihre Bestürzung zu verbergen; Alessas Benehmen vor dem Balle, ihr heutiges Ausgehen in Wind und Wetter, ihr Verhalten bei Tische — normal war das alles nicht.

„Du brauchst mir nichts zu sagen; ich sehe, daß du mir

recht geben mußt!“ rief Frau von Tannberg; und dann erzählte sie der Schwester von der Szene auf dem Balle und von den Eröffnungen, die ihr Fürst Kurägin gemacht hatte. „Wie es mit ihr steht, ist nach alledem leider nicht zu bezweifeln,“ fügte sie hinzu.

Die Geheimerätin wagte den schüchternen Einwand, ob Fürst Kurägin durchaus glaubwürdig sei. Aber Frau von Tannberg erklärte ihn für den vollendetsten Kavalier und Gentleman. Außerdem war es doch sehr gravierend für Alessa, daß sie ihre Heirat bisher verschwiegen hatte; oder war sie gegen Moorbrandts vertrauensvoller gewesen, als gegen ihre Tante Cölestine? Leider nein; überhaupt war sie, wie die Geheimerätin zugeben mußte, nichts weniger als mitteilsam und hatte über ihr Leben und ihre Beziehungen in Petersburg, selbst auf Fragen der Tante, nur ungenügend Bescheid gegeben.

„Da haben wir's; Verschlossenheit und Mißtrauen sind die gewöhnlichen Begleiter der Geisteskrankheiten!“ rief Frau von Tannberg mit einem gewissen Triumph, während ihre Schwester, in Thränen ausbrechend, fragte, was nun geschehen solle.

Das müßten sie mit Moorbrandt besprechen, antwortete Frau von Tannberg, aber die Geheimerätin wollte das nicht zugeben. Der Arzt hätte ihr zur Pflicht gemacht, sagte sie, dem kaum Genesenen jede Aufregung fern zu halten. Außerdem fände sie es in Ordnung, vor allem mit Alessa zu sprechen; ungehört dürfe man sie nicht verdammen. Frau von Tannberg gab das zu und war bereit, die Nichte sofort, wie sie es nannte, „ins Gebet zu nehmen“; aber auch dagegen sträubte sich die Geheimerätin. Alessa schlafe jetzt und dürfe nicht gestört werden, erklärte sie mit ungewöhnlicher Bestimmtheit. Ueberhaupt wäre es besser, den Ausspruch des Hausarztes, zu dem bereits geschickt sei, abzuwarten.

Dabei blieb sie, trotz der Schwester mißbilligender Bemerkung über ihren unglücklichen Hang zum Verschweigen und Vertuschen.

„Schließlich wird euch doch nichts übrig bleiben, als die Unglückliche einer Anstalt zu übergeben,“ fügte Frau von Tannberg hinzu, indem sie sich erhob. „Vorläufig bitte ich dich, dafür Sorge zu tragen, daß Alessa mein Haus nicht betritt. Ich wünsche weder, daß sie Erika den Sinn verwirrt, noch daß sie mit dem Fürsten Kurägin zusammentrifft.“

„Cölestine — mit dem Manne willst du weiter verkehren!?“ rief die Geheimerätin.

„Warum denn nicht?“ fragte Frau von Tannberg dagegen. „Soll ich etwa, weil eine Nichte, die mir ganz fern steht, aus unglücklicher Liebe närrisch geworden ist, mein eignes Kind unglücklich machen? Vergiß nicht, liebe Luise, daß ich fünf Töchter habe und daß es die Aufgabe meines Lebens ist, sie standesgemäß zu versorgen.“

Mit diesen Worten schritt sie hinaus — sie liebte feierliche „Abgänge“ — und ließ ihre Schwester in quälender Unruhe und Unsicherheit zurück.

Die Geheimerätin vermochte weder an Alessas Geistesstörung zu glauben, noch dieselbe unbedingt abzuleugnen. Bald schien es ihr geboten, genauere Auskunft über die Vergangenheit der Nichte zu verlangen, bald sagte sie sich selbst, daß nur freiwilliges Vertrauen ihr und Alessa wohlthun könne. Sorgenvoll dachte sie darüber nach, ob sie die letzten Andeutungen Cölestines richtig verstanden — ob sie wirklich den Plan gefaßt haben könne, Erika mit dem Fürsten Kurägin zu verheiraten, und wie Udo das ertragen würde. Als der Hausarzt kam, war sie zweifelhaft, ob sie ihn von den Befürchtungen über Alessas Seelenzustand unterrichten müsse, begnügte sich aber mit der Angabe, daß die Kranke eine heftige Gemütsbewegung gehabt. Wie erlöst, atmete sie auf, als der alte Herr nur einen kühlenden Trank und Ruhe verordnete und sich ohne jede Besorgnis verratende Andeutung empfahl. Aber sie wußte ja, wie diskret er war! Vielleicht wollte er weiter beobachten, wollte seiner Sache gewiß sein, ehe er sich aussprach; vielleicht hielt er es auch für geboten, zuerst dem Hausherrn seine Wahrnehmungen mitzuteilen; er hatte nach dem Geheimerat gefragt, der glücklicherweise ausgegangen war. Sie hätte aufrichtig mit dem Medizinalrat sprechen, ihn bitten müssen, Moorbrandt so lange als möglich alles zu verschweigen. Wußte sie doch, wie leicht erregbar ihr Gatte war! Sein freundliches Verhältnis zu Alessa war möglicherweise auf immer zerstört, wenn er sie von Geisteskrankheit auch nur bedroht glauben mußte, und jedenfalls ging ihm sein häusliches Behagen verloren. Wieder fielen ihr Albrechts Warnungen vor dem Einfügen eines fremden Elementes in den festgeschlossenen Lebenskreis ein, und diesmal gab sie ihm unbedingt recht.

Wie eine Fügung des Himmels erschien es ihr, als

Albrecht am folgenden Morgen bei ihr eintrat; ihn konnte und durfte sie ins Vertrauen ziehen. Sobald die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, fragte er nach Alessa, und die Geheimerätin erzählte ihm ohne Rückhalt, was sie von der Schwester erfahren hatte.

Mit ingrimmigem Lächeln hörte Albrecht zu. „Da hätten wir Cölestine einmal wieder in voller segensreicher Wirksamkeit,“ sagte er, als seine Schwägerin zu Ende gekommen war. „Alessa geisteskrank — lächerlich! Dieser Fürst Kurägin ist ein Schurke! Nicht allein um Alessas willen, auch um Erika zu schützen, müssen wir alles thun, ihn zu entlarven.“

„Du glaubst an die Heirat?“ rief die Geheimerätin.

„Unbedingt!“ antwortete Albrecht.

„Aber warum hat sie nie davon gesprochen?“ fragte die Geheimerätin wieder.

Albrecht zögerte einen Augenblick; er bedachte aber, daß, nachdem Frau von Tannberg unterrichtet war, auch Moorbrandts nichts verschwiegen werden könnte, und sagte, indem er einen Brief aus der Brusttasche zog: „Du wirst alles am besten verstehen, wenn du liest, was mir Alessa geschrieben hat . . .“

„Dir?“ fiel die Geheimerätin ein, und ihr Ton verriet, daß sie verletzt war.

Albrecht achtete nicht darauf. „Ich muß Alessa sprechen,“ fuhr er fort; „glaubst du, daß sie mich annehmen kann?“

„Gewiß, komm nur! Sie wird dich erwarten,“ antwortete die Geheimerätin, indem sie sich erhob und ihm voran nach Alessas Zimmer ging.

„Albrecht wünscht dich zu sprechen,“ sagte sie, nur den Kopf in die Thür steckend; dann trat sie zurück, ließ Albrecht an sich vorübergehen und drückte die Thür hinter ihm zu. Eine bittre Empfindung gegen Alessa wallte in ihr auf. Diesem Manne, den sie kaum gesehen, der nie das mindeste für sie gethan hatte, vertraute sie sich an! Aber vielleicht gab der Brief Erklärung dafür. Im ersten Augenblicke hatte sie beschlossen, ihn nicht zu lesen; nun überwand sie sich, es zu thun.

Alessa war bei Albrechts Eintritt zitternd und errötend von ihrem Lager aufgefahren, aber seine ruhige Freundlichkeit wirkte besänftigend auf sie ein.

„Sie sind leidend, wie ich mit Bedauern höre,“ sagte er und bot ihr die Rechte, die sie, wie Halt suchend, mit

beiden Händen umfaßte. „Ich will Ihnen heute nur die Versicherung geben, daß Sie unbedingt auf mich rechnen können und daß ich zu jeder Stunde bereit bin, wiederzukommen, um das Nötige zu besprechen.“

„Ich möchte das lieber gleich thun,“ antwortete Alessa, und in den umflorten Augen lag eine Mischung von Angst und Entschlossenheit, die ihn rührte.

„Recht so!“ sagte er, indem er einen Sessel an ihre Seite zog. „Es ist immer am besten, was geschehen muß, ohne Zaudern in Angriff zu nehmen. Ich bitte also, daß Sie mir noch einige Nachweise geben.“

Dann ließ er sich die Namen der Trauzeugen nennen, Tatjanas Heimatsdorf, Tag und Stunde der Trauung, die Petersburger Adresse der Gräfin Maranoff, Lage und Nummer des Harthausschen Hauses und trug alles in sein Notizbuch ein. Endlich ließ er sich die letzte Unterredung Alessas mit Kurägin so genau als möglich wiederholen und biß die Zähne zusammen, während er zuhörte. Um Alessas willen suchte er den Ausdruck seiner Empörung zurückzuhalten, aber als sie die letzten Worte Kurägins: „Krieg zwischen uns — hüten Sie sich!“ wiederholte, sprang er auf mit dem Ausruf: „Elender Bube!“ und ging ein paarmal, die Arme über der Brust verschränkend, im Zimmer hin und her; dann blieb er vor Alessa stehen, die den Arm auf das Seitenpolster des Sofas, den Kopf auf den Arm gelegt hatte und leise weinte.

„Weinen Sie nicht!“ sagte er rauh. „Dieser Mensch ist Ihrer Thränen nicht wert, und nicht eine Stunde länger, als ich's hindern kann, sollen Sie von ihm abhängig bleiben. Augenblicklich gehe ich zu ihm, ihn zur Rede zu stellen.“

„Was kann das nutzen?“ fragte Alessa, die sich aufgerichtet hatte, mit traurigem Kopfschütteln: „Er wird, wie er mir angedroht hat, alles ableugnen.“

„Das hat er schon gethan!“ rief Albrecht, und seinen alten Platz wieder einnehmend, fuhr er fort: „Ich hatte die Absicht, es Ihnen zu verschweigen; aber es ist notwendig, daß Sie die Manöver des Feindes übersehen. Fürst Kurägin hat damit begonnen, Frau von Tannberg sein Vertrauen zu schenken, und natürlich hat Cölestine nicht versäumt, unsre gute Luise zu benachrichtigen. Es ist mithin nichts mehr zu verschweigen; im Gegenteil, die Wahrheit kann nicht laut genug gesagt werden — ich habe darum Ihren Brief meiner Schwägerin zu lesen gegeben.“

Alessa wechselte die Farbe. „So erklärt mich der Fürst für eine Betrügerin?“ fragte sie kaum hörbar.

„Für eine Betrügerin?“ wiederholte Albrecht mit verlegenem Zögern. „Nein, das nicht! Fürst Kurägin gibt der Sache eine andre Wendung — spricht von momentaner Geistesstörung.“

Alessa stieß einen leisen Schrei aus. „Das hat man ihm geglaubt?“ fragte sie mit stockendem Atem.

„Nur Cölestine thut es; der fürstliche Schwiegersohn in spe verwirrt ihr den Sinn,“ antwortete Albrecht. „Luise hat sich dagegen gesträubt . . .“

„Und Sie,“ fiel Alessa ein, „wissen Sie denn, ob nicht Kurägin recht hat?“

Albrecht faßte ihre Hände. „Alessa, besinnen Sie sich!“ gab er ruhig zur Antwort. „Wie könnte ich, ohne Glauben an Sie, Kurägin zur Rechenschaft ziehen, wie eine Scheidung erzwingen wollen, wenn ich nicht von der Eheschließung überzeugt wäre? Ich gehe jetzt,“ fügte er hinzu, indem er sich erhob. „Sie müssen Ruhe haben, damit Sie gesund werden können. Vergessen Sie aber das gute alte Sprichwort nicht: ‚Man muß helfen, wenn Gott gutes Korn machen soll.‘“

Mit diesen Worten verließ er sie und ging zu der Geheimerätin. Sie hatte den Brief, trotz ihrer Verstimmung gegen Alessa, mit tiefem Mitgefühl gelesen, dachte aber, wie jederzeit, zunächst an den Eindruck, den ihr Gatte von diesen unglückseligen Verwickelungen haben mußte, und kam mit Albrecht überein, ihm womöglich alles zu verschweigen, bis eine gewisse Klarheit gewonnen, irgend ein Abschluß erreicht sei.

Albrecht versprach, sie von allen seinen Schritten zu benachrichtigen, und machte sich auf den Weg zu Kurägin, dessen Adresse er auf der russischen Gesandtschaft zu erfahren hoffte. Kaum zwei Stunden später erhielt die Geheimerätin einen Brief von ihm, mit einer Einlage an Alessa. Seiner Schwägerin teilte Albrecht in einigen Zeilen mit, daß er sich genötigt sähe, unverzüglich eine kleine Geschäftsreise gen Norden anzutreten; wie lange ihn dieselbe fern halten könne, lasse sich nicht bestimmen. An Alessa schrieb er:

„Sie haben richtig prophezeit, liebe Alessa! Fürst K. beharrt beim Ableugnen und Verdächtigen. Es bleibt mithin nichts übrig, als Beweise gegen ihn herbeizuschaffen. Um dies zu thun, fahre ich mit dem nächsten Zuge nach Rußland;

denn es scheint mir geboten, etwaigen Schachzügen des Gegners zuvorzukommen. Meine Absicht ist, Ihre ehemalige Dienerin und womöglich auch den zweiten Trauzeugen, an dessen Tod ich nicht glaube, zur Stelle zu schaffen; auch die Vorstadtkirche werde ich zu finden suchen. Ich habe Bekannte in Petersburg, die mir bei meinen Nachforschungen Beistand leisten werden. Ihnen persönlich lebewohl zu sagen, vermag ich nicht, da ich mir noch Geld und Paß zu besorgen habe. Bleiben Sie mutig, werden Sie gesund und glauben Sie an meinen guten Willen."

Achtes Kapitel.

Ein Gefühl des Beschütztseins, wie sie es lange nicht gekannt hatte, war seit der Unterredung mit Albrecht über Alessa gekommen und half ihr die Aufregungen der letzten Tage besiegen. Fieberfrei, mit verhältnismäßig ruhigem Herzen, kehrte sie am folgenden Morgen zu der gewöhnlichen Lebensweise zurück, ließ des Onkels Ermahnungen mit freundlicher Gelassenheit über sich ergehen und nahm sich vor, die erste stille Stunde zur Aussprache mit Tante Luise zu benutzen; aber war es Zufall, war es Absicht — die Geheimerätin wurde heute durch zahllose Obliegenheiten für ihr Haus, ihre Armen, ihre Geselligkeit so in Anspruch genommen, daß für Alessas Vorhaben sich keine Gelegenheit bot.

Schon brach die Dämmerung herein; Onkel Fritz machte seinen Nachmittagsspaziergang, Tante Luise hatte sich in ihre Rechnungsbücher vertieft, und Alessa saß am Flügel, bei ihrem geliebten Beethoven Erquickung zu suchen, als die Thür aufgerissen wurde und Erika hereinstürmte. In Thränen ausbrechend, fiel sie Alessa um den Hals, nannte sich das unglücklichste Geschöpf der Welt, bat sie, zu helfen — ihr und Udo. „Aber wer weiß, ob er noch lebt!" schrie sie auf und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen sollte.

Inzwischen hatte Alessa dem jungen Mädchen Hut und Mantel abgenommen, zog sie an ihre Seite auf das Sofa, sprach ihr freundlich zu und erfuhr nach und nach, um was es sich handelte.

Das Duell zwischen Ostheimb und Kurägin hatte stattgefunden, und Udo war, in die Brust getroffen, nach Hause gebracht worden.

„Sie sagen, es sei nicht gefährlich," schluchzte Erika; „aber ich weiß es besser. Papa behauptet, Udo und der Fürst hätten sich beim Spiele gezankt; ich weiß aber, daß es Udo aus Eifersucht gethan hat. Mama glaubt das leider auch und sagt, er hätte mich kompromittiert, und wenn er wieder gesund wäre, dürfte er nicht mehr zu uns kommen.... Ach, er wird ja nicht wieder gesund ... er stirbt ... ich weiß es! Und wenn du uns nicht hilfst, so weiß ich überhaupt nicht, was aus uns werden soll! Aber du wirst uns helfen!"

Sie bekräftigte diese Zuversicht mit neuen Thränenströmen, und es dauerte lange, ehe Alessa erfuhr, was von ihr verlangt wurde.

Es handle sich darum, Mama von Kurägins Heirat zu überzeugen, sagte Erika. Er hätte seine Frau abgeleugnet, hätte behauptet, Alessa verwechsele ihn mit einem Namensvetter. Sie möge nun den Geburtsnamen der Mutter Kurägins nennen; dann solle Oberst Tannberg nach Petersburg schreiben, um Erkundigungen einzuziehen. Der Oberst werde dann auch Udo von allem Bescheid geben, der, nachdem er von Kurägins Heirat gehört, nicht länger glauben könne, daß Erika sich für den Fürsten interessiere.

„Der schreckliche Ball!" klagte sie; aber während die Kinderaugen voll Thränen standen, lag ein glückliches Lächeln auf den frischen Lippen. „Du mußt wissen, daß mir Udo in einer Pause — wir tanzten gerade Polka — gesagt hat, daß er mich liebe und daß es sein höchster Wunsch sei, mich zu heiraten. Erwartet hatte ich das längst — und ich weiß nicht, warum es mich erschreckte, so daß ich aus Verlegenheit lachen mußte. Da riß er mich wie wütend in den Tanz zurück, und plötzlich war dieser zu Ende; der abscheuliche Kurägin trat auf mich zu, und da ging Udo noch zorniger fort. Ich glaube, er war eifersüchtig — und das ist recht dumm von ihm. Wie wäre es denn möglich, dem guten, lieben, einzigen Udo einen andern vorzuziehen!"

„Bitte, sage nicht, daß ich kokett gewesen bin!" fiel sie ein, als Alessa antworten wollte. „Ich glaube — nein, ich weiß, daß ich es war; aber ich will es nie, nie mehr sein, das kannst du mir glauben! Und Udo soll das auch thun

und soll gesund werden — sonst muß ich ihm nachsterben. Und nun hilf uns, Alessa; schreibe mir den Namen auf, damit die Mama dem Fürsten Kurägin nicht mehr vertrauen kann.“

Den Namen! Alessa konnte sich nicht entschließen, dem jungen Mädchen die Wahrheit zu sagen. Sie wisse ihn nicht, entgegnete sie, könne sich wenigstens im Augenblick nicht darauf besinnen; aber sie wolle sich zu erinnern suchen oder Erkundigungen einziehen; sobald als möglich solle Erika Bescheid haben. So antwortete sie voller Hast und Befangenheit, so daß es dem jungen Mädchen auffiel. Ein neues Schreckbild war vor Alessa aufgegangen: die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eines Duells zwischen Kurägin und Albrecht Moorbrandt. Wie hatte sie das außer acht lassen können! Kurägin rühmte sich des sichersten Auges, der festesten Hand; er hatte mehr als einen Zweikampf mit tödlichem Ausgange für den Gegner gehabt. Wenn Albrecht Moorbrandt fiel um ihretwillen — durch ihre Schuld!

Mit angstvollen Augen starrte sie ins Weite. Erika beobachtete sie mit wachsender Beklemmung. War es möglich, daß Kurägin recht hatte? Oberst Tannberg hatte seiner Tochter verraten, daß der Fürst Alessa für nicht ganz zurechnungsfähig erklärt. Erika hatte das mit Entrüstung zurückgewiesen; jetzt wurde sie zweifelhaft. Alessa war leichenblaß geworden, atmete schwer und drückte die Hände zusammen, genau so, wie es Erika auf der Bühne gesehen hatte, wenn Schauspielerinnen tiefe Gemütsbewegungen zugleich andeuten und verbergen wollen. Nun begriff Erika, warum die Mutter ihr gestern die Erlaubnis verweigert hatte, nach der Erkrankten zu sehen. Heute war sie heimlich hergekommen. Sie hatte den Vater beredet, vom Spaziergange abzubiegen, um Tante Luise die Sorge für den Verwundeten ans Herz zu legen, da sich Frau von Tannberg entschieden weigerte, etwas für ihn zu thun. Nun war sie für ihren Ungehorsam bestraft! . . . Wenn Alessa nur gesprochen hätte . . . aber sie fuhr fort, ins Weite zu starren. Vielleicht merkte sie es nicht, wenn Erika sie verließ; allen Mut zusammennehmend, stand das junge Mädchen auf. Aber nun fuhr Alessa aus ihren Gedanken empor. „Verzeih — was sagtest du eben?“ fragte sie und streckte die Hand aus, Erikas Arm zu fassen. Diese wich jedoch hastig zurück; mit den Worten: „Papa hat gerufen!“ ergriff sie Hut und Mantel und eilte aus der Thür.

Mit hochroten Wangen und angstvollen Augen kam sie zu Vater und Tante.

Alessa wäre so sonderbar, daß sie sich vor ihr gefürchtet hätte, klagte sie. „Unsinn, Kleine!“ antwortete die Geheimerätin; aber der Blick, den sie mit dem Oberst wechselte, verriet, daß sie nicht ohne Sorge war.

Auf Alessa hatte Erikas Flucht, im Augenblick wenigstens, keinen Eindruck gemacht. Die Furcht, daß sie zu einem Duell zwischen Kurägin und Albrecht Moorbrandt Anlaß gegeben habe, nahm sie vollständig in Anspruch; es war, als ob plötzlich eine Ahnung von dem, was zwischen beiden vorgegangen, in ihr erwacht wäre. Die wirkliche Sachlage war aber folgende.

Mit dem Bewußtsein tiefster Antipathie waren sie sich entgegengetreten, und trotz der höflichen Form, in der die Verhandlung begann, hatte in jedem Worte Kurägins hochmütige Impertinenz gelegen, während Moorbrandts Zorn und Verachtung immer deutlicher in Ton und Blick zum Ausdruck gekommen waren.

Nachdem Albrecht, als Alessas Verwandter und in ihrem Auftrage, Auslieferung des Ehekontraktes, sofortiges Einleiten der Scheidung und schriftliche oder mündliche Ehrenerklärung für Alessa verlangt, hatte Kurägin hochfahrend zur Antwort gegeben: Herr von Moorbrandt wisse ohne Zweifel, daß, wenn ihn Fürst Kurägin, wie hiermit geschähe, auf Kavalierparole versichere, zu Fräulein von Harthaus in den oberflächlichsten Beziehungen gestanden zu haben, die ebenso widerwärtige, als widersinnige Angelegenheit ein für allemal beseitigt sei. Das würde allerdings der Fall sein, vorausgesetzt, daß er diesen Fürsten Kurägin für einen Kavalier zu halten vermöge, hatte Moorbrandt geantwortet und Kurägin darauf erklärt: es würde ihm zum Vergnügen gereichen, Herrn von Moorbrandts Verständnis mit der Pistole in der Hand nachzuhelfen. Leider, hatte er hinzugefügt, müsse er erst einen andern Ehrenhandel beenden; übermorgen würde er jedoch zu Diensten stehen.

Uebermorgen wäre er in Petersburg hatte Moorbrandt geantwortet; denn ehe er dem Zufall eines Zweikampfes die Stirn bieten dürfe, müsse er Alessa vor den Verleumdungen und Verfolgungen eines Schurken sicherstellen; sobald dies geschehen sei, würde er dem Fürsten Nachricht geben und seinen Zeugen erwarten.

„Sie werden das Wort, das Ihnen auf der Zunge liegt, nicht aussprechen!“ hatte er zornglühend hinzugefügt, als Kurägin einfallen wollte. „Wenn ich Ihnen sage, daß ich von Ihrer letzten Unterredung mit Ihrer Gattin bis in alle Einzelheiten unterrichtet bin, so wissen Sie, daß ich das Recht hätte, Ihnen — als dem Ehrlosesten der Ehrlosen — die Satisfaktion zu verweigern; das thue ich jedoch nicht, wiederhole vielmehr, daß ich mich Ihnen, sobald Alessa gesichert ist, stellen werde.“

Mit diesen Worten war Albrecht gegangen und hatte den Fürsten in einem unbeschreiblichen Zustande von Wut und Scham zurückgelassen. Bisher hatte er sich durch Hohn und Hochmut über jede Erniedrigung fortgeholfen; diesmal wollte das nicht gelingen. Die Vorbereitungen zu dem Duell mit Ostheimb und die Aufregung des Kampfes, die er — seinem vielbewunderten Ausspruche nach — liebte, „wie Jagd und Hazardspiel zusammengenommen“, entrissen ihn zwar auf einige Zeit seinem quälenden Unbehagen; aber als er dann wieder allein war und das Fieber in seinem Blute verrauchte, sah er aufs neue den verächtlichen Blick, hörte aufs neue den verächtlichen Ton des Mannes, der ihm verhaßter war als jeder andre. Verhaßt nicht nur als Verfechter und Vertreter der Frau, gegen die sich Kurägin schmählich vergangen hatte, sondern mehr noch um seiner selbst willen, um jenes sieghaften, unantastbaren Ehrbewußtseins willen, das in seinen letzten Worten als blutigste Beleidigung für Kurägin zum Ausdruck gekommen war. Wie gern hätte dieser das Hinausschieben des Duells dazu benutzt, ihn der Feigheit zu beschuldigen; aber das konnte er nicht. Hinderte ihn, was er im Tannbergschen Kreise von Moorbrandts Unerschrockenheit beim Durchforschen unbekannter Landstriche, von seiner Kaltblütigkeit in Gefahren, seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde gehört hatte? Oder was war es sonst, das ihm die Zuversicht gab, Moorbrandt werde sich stellen? Kurägin meinte, nie im Leben etwas so glühend ersehnt zu haben, wie den Augenblick, diesem Manne mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten, auf ihn zu feuern, ihn zusammensinken, sein Blut fließen, sein Auge brechen zu sehen. . . . Darüber hinaus dachte er nicht.

Vorläufig aber galt es, sich selbst zu entfliehen und die leeren Stunden auszufüllen, eine Aufgabe, die ihm durch die Beschränktheit seiner Mittel erschwert wurde. Er hatte kürzlich

wieder im Spiele verloren und die Hilfe eines Vetters in Anspruch nehmen müssen, unter dessen Oberaufsicht ihn sein Bruder gestellt. Dieser Vetter, Attaché bei der russischen Gesandtschaft, hatte ihm nur unter der Bedingung geholfen, daß er sein Ehrenwort gab, in Berlin nicht mehr zu spielen. Was sollte er nun mit den langen Winterabenden beginnen? Wenn er das Spiel vermeiden wollte, mußte er dem Kreise junger Lebemänner, in dem er vorzugsweise verkehrt hatte, fern bleiben. Wie er nach dem Duell mit Ostheimb zu Tannbergs stand, war ihm unklar; überdies fing er an, des blonden Kindes mit der naiven Koketterie und der Mutter mit den ernsten Absichten müde zu werden. Das pikante Vergnügen, den armen, guten Ostheimb eifersüchtig zu machen, war auch dahin. Plötzlich fiel ihm Natalie Maranoff ein. Ihre Umgebung war freilich nicht die Gesellschaft, die ihm zusagte; aber vielleicht gelang es ihm, sie davon loszumachen. Jenen unverschämt dreinschauenden Popensohn hinauszuwerfen, erschien ihm wie eine Art Sport. Er schrieb seiner Cousine, daß er den Thee bei ihr zu trinken wünsche und daß er hoffe, sie allein zu finden. Der Diener brachte mündlich den Bescheid zurück, daß die Comtesse ihn erwarte, und mit wiedergewonnener guter Laune machte er sich auf den Weg.

Natalie empfing ihn mit sichtlicher Freude. Sie war allein, sagte ihm aber, daß er sich darein finden müsse, im Verlaufe des Abends Anne Timofejewna und ihren Bruder erscheinen zu sehen. Es wäre einmal eingeführt, daß sie bei ihr den Thee tränken und ihre Gäste mitbrächten, weil sie, Natalie, das beste Zimmer hätte.

Kurägin sah sich in dem „besten" Zimmer um und fand es abscheulich mit seiner niedrigen, verräucherten Decke, seiner schmutzigen Tapete, der mangelhaften, nicht zusammengehörigen Einrichtung, dem kleinen, blinden Spiegel und den beiden fürchterlichen Porträts über dem Sofa, Oelgemälden, die wahrscheinlich den Herrn Registrator Wolkenhahn nebst Gattin vorstellten. Uebrigens war heute aufgeräumt, eine weiße Serviette auf den Tisch gebreitet und der Samowar machte im Lampenlicht einen schwachen Versuch, zu glänzen.

Noch größer war die Veränderung, die mit Natalie vorgegangen; in grauseidenem Kleide, Hals und Hände von Spitzen umgeben, das üppige, aschblonde Haar modisch frisiert, erschien sie, wie Kurägin gewöhnt war, sie zu sehen. Er beglückwünschte sie, daß sie ihre Maskerade aufgegeben, und

fragte, wann sie nun auch die „Höhle“ mit einer Wohnung zu vertauschen gedächte. Davon könne leider nicht die Rede sein, antwortete Natalie mit einem Lachen, das Kurägin für erzwungen hielt; sie müsse ihre Ausgaben nach Möglichkeit beschränken, da Mama, um sie zur Rückkehr zu zwingen, das System der Aushungerung befolge.

„Wie mein Bruder mir gegenüber,“ rief Kurägin, „wenigstens was das Aushungern betrifft. Aber wenn meine geringen Mittel ...“

„Danke, mon cousin, danke herzlich!“ fiel Natalie ein. „Meine Freunde üben praktische Gütergemeinschaft.“

„Und das nehmen Sie an, von diesen Leuten?“ rief Kurägin.

Natalie wurde rot. „Bitte, Fedor Iwanitsch, nicht diesen Ton, wenn Sie von meinen Freunden sprechen,“ sagte sie. „Anne Timofejewna und ihr Bruder sind die uneigennützigsten Menschen, die ich kenne — beide jeden Augenblick bereit, der guten Sache alles zum Opfer zu bringen ...“

„Unter andrem Ruf und Sicherheit der Comtesse Natalie Maranoff!“ fiel Kurägin ein. „Die gute Sache — wollen Sie mir gefälligst erklären, was Ihre Freunde darunter verstehen? Für den Popensohn ist sie nichts andres, als die Berechtigung, sich in Kreise einzudrängen, in die er nicht gehört und in denen er sich — verzeihen Sie, daß ich es sage — über die Maßen lächerlich ausnimmt. Urteilen Sie selbst, wie Ihre Freunde zu sagen pflegen. ... Das wird der ‚Edle‘ sein!“ fügte er spöttisch hinzu, als in diesem Augenblicke die Vorsaalklingel heftig ertönte.

Er hatte recht; im Pelzüberrock, die Pelzmütze in der Hand, trat Simon Grebenko hastig ins Zimmer. „Ich komme, Sie abzuholen, Natascha! Meine Schwester ist erkältet, soll nicht ausgehen,“ fing er an. „Ah, Sie haben Besuch!“ fügte er in verändertem Tone hinzu, als er, näher herantretend, den Fürsten erblickte. „Da will ich nicht stören.“

Bei dem vertraulichen „Natascha“ war Kurägin aufgefahren. Natalie, die es bemerkte, wurde dunkelrot. „Sie stören nie, Simon Timofeïtsch!“ rief sie und bot ihm mit zögernder Verlegenheit die Hand. „Setzen Sie sich, ich bitte, trinken Sie eine Tasse Thee, und geben Sie mir Auskunft über Annes Unwohlsein. ... Hoffentlich nichts von Bedeutung?“

„Das muß sich erst zeigen,“ gab Grebenko finster zur Antwort. „Jedenfalls mag ich Anne nicht allein lassen, und da Sie nicht mitkommen können — gesellige Pflichten gehen ja denen der Freundschaft vor — so wünsche ich Ihnen eine gute Nacht.“

Mit einem bösen Blick auf Kurägin wendete er sich zum Gehen. Natalie stand hastig auf. „Entschuldigen Sie mich, Simon Timofeïtsch!“ bat sie, indem sie ihn nach der Thür begleitete. „Ich komme morgen, so früh als möglich ...“

Auch Kurägin erhob sich. „Ich will Sie nicht hindern, Ihre Samariterpflicht zu erfüllen, ma cousine,“ sagte er mit einer Verbindlichkeit, die den barschen Ton Grebenkos noch mehr hervorhob. „Sie schenken mir einen Abend, wenn es Ihrer Freundin“ — er brachte das Wort nur zögernd über die Lippen — „wieder besser geht.“

„Nein, Herr, bleiben Sie nur!“ fiel Grebenko unhöflich ein, und indem er Natalie vom Kopf bis zu den Füßen maß, fügte er hinzu: „Comtesse Maranoff ist heute ohnehin nur für den Salon gerüstet.“

Damit ging er und ließ die Thür dröhnend zufallen. Kurägin lachte spöttisch auf. „Ein netter Bursche!“ sagte er, indem er seinen Platz wieder einnahm. „Und wie Sie den Menschen verzogen haben! ... Natascha nennt er Sie... brüskiert Sie. ... Es ist unglaublich, in welche Capricen sich die gescheitesten Frauen verirren können! Lassen Sie es nur nicht zu lange währen — das erschwert die Rückkehr. Apropos, wissen Sie, daß Madame Swetof ihrem ‚Freunde‘ den Abschied gegeben hat und in der Petersburger Gesellschaft die alte Rolle spielt?“

Natalie hatte seit Monaten nichts aus dem alten Kreise erfahren, hörte mit wachsendem Interesse zu, lachte, fragte, machte boshafte Bemerkungen zu Kurägins Berichten und amüsierte sich, wie lange nicht. Es war Mitternacht vorüber, als sie sich trennten, und Kurägin ging mit dem Versprechen, bald wiederzukehren.

Neuntes Kapitel.

Für Alessa waren nun abermals Tage des Wartens gekommen. Sie war gewöhnt, solche Pein zu tragen, und that es auch diesmal, ohne ihre Empfindungen zu verraten; aber es fiel ihr immer schwerer, die äußere Gelassenheit zu bewahren. Bei allem, was sie that, selbst am Flügel, durch Beethovens Tonfluten, lauschte sie auf den Schall der Thürklingel, auf Stimmen und Schritte. Jeden Morgen sagte sie sich: „Heute muß und wird Nachricht von Albrecht eintreffen,“ — immer vergebens! Langsam schlichen die Stunden vorüber; es wurde Mittag, die Dämmerung kam, endlich der Abend, und mit der alten Ungewißheit ging sie in die Nacht hinein, die ihr nur wenig Schlaf brachte.

Das quälende Harren entsprang übrigens nicht allein dem Verlangen, zu erfahren, was Albrecht für sie erreicht hatte oder zu erreichen hoffte; auch von ihm selbst sehnte sie sich zu hören.

Als sie ihm geschrieben hatte, um seine Hilfe zu erbitten, war sie einem mächtigen Zuge der Sympathie gefolgt, einem Gefühl der Zugehörigkeit, wie sie es — den Vater ausgenommen — für keinen Menschen je gehabt. So hatte sie es denn auch als etwas Selbstverständliches hingenommen, daß er für sie eintreten wollte, und sein Blick, sein Ton, *was* er sagte und *wie* er es that, hatten ihr die Zuversicht gegeben, im vollen Sinne des Wortes einen Freund an ihm zu haben.

Das war anders geworden. Je länger sie auf Nachricht wartete, um so mehr wuchs der Zweifel, daß er ein wärmeres Interesse für sie hegen könne. Nicht ihr persönlich, nur der Bedrohten, Geschädigten galt sein Schutz. Albrecht konnte, seiner Eigenart nach, für ihre Herzensverirrung nur Geringschätzung fühlen. Begriff sie selbst doch nicht mehr, wie sie sich so gröblich zu täuschen vermocht hatte, Lüge für Wahrheit, Schein für Wirklichkeit und in sich selbst ein Flackerfeuer der Phantasie für Liebe zu halten!

Inzwischen war Albrecht in ihrem Interesse thätig gewesen, so viel er vermocht hatte. Das Ergebnis seiner Bemühungen war jedoch gleich Null, und in tiefem Ingrimm — wo andre mutlos wurden, geriet er in Zorn — trat er den Rückweg an.

Die Vorstadtkirche, in der Alessas Trauung stattgefunden, hatte er trotz aller Mühe nicht entdeckt. Kurägins Diener, Timoféi, war wirklich gestorben, Tatjana aber nicht in ihre Heimat, ein Dörfchen in der Nähe von Charkow, zurückgekommen, und Fürst Peter Kurägin, Fedors älterer Bruder, den Albrecht — da er allgemein als ein ehrenhafter, energischer und sehr einflußreicher Mann geschildert wurde — für Alessa in Anspruch zu nehmen beschloß, befand sich augenblicklich in Paris, sollte jedoch in nächster Zeit nach Berlin kommen. So schien es denn geraten, dorthin zurückzukehren. Vielleicht ließ sich der jüngere Kurägin durch die Furcht vor seinem Bruder jetzt noch bestimmen, auf Albrechts Forderungen einzugehen. Wenn nicht, so blieb nichts übrig, als der Ausweg des Duelles. „Ich werde ihn niederschießen — dann ist Alessa frei!“ sagte Albrecht voll Zuversicht zu sich selbst. Aber ob sie ihm den Tod des Mannes, den sie so heiß geliebt hatte und vielleicht noch immer liebte, jemals verzeihen würde? Gleichviel — ihn sollte keine Rücksicht hindern, das zu thun, was er für recht hielt. —

Fürst Fedor Kurägin hatte inzwischen den Verkehr mit Natalie Maranoff eifrig fortgesetzt. Er hatte sein Bestes gethan, sie durch Spott und Tadel von ihrer jetzigen Umgebung loszumachen und die Sehnsucht nach dem verlorenen Gesellschaftsparadiese in ihr zu wecken. Nach langem Bemühen hatte er sie endlich vermocht, in seiner Gesellschaft in die Oper zu gehen, wo sie — scheinbar zufällig — mit ihrem gemeinschaftlichen Vetter, dem Gesandtschaftsattaché, zusammengetroffen waren. Für den folgenden Mittag — der März war gekommen und das Wetter schön — hatte sich Kurägin sogar erlaubt, sie zu einem Spaziergange durch den Tiergarten abzuholen.

Eben war sie mit der elegantesten Straßentoilette, die sie zusammenzustellen vermochte, fertig geworden, als statt des Erwarteten Simon Grebenko bei ihr erschien. Seine zusammengezogenen Brauen und zuckenden Lippen verrieten, daß er schlecht gestimmt war; die Hand, die ihm Natalie bot, schien er nicht zu sehen, warf sich in einen Sessel und sah sie, unter der gesenkten Stirn hervor, mit bösen Blicken an.

„Eh bien?“ fragte sie nach einer Pause mit erkünstelter Unbefangenheit.

„Sie wollen ausgehen?“ fragte er zurück, und ihren

Anzug musternd, fügte er hinzu: „Aber nicht mit mir, wie es scheint?“

„Nein ... ich will ... ich wollte mit meinem Vetter Kurägin spazieren gehen,“ gab sie stockend zur Antwort. So sehr sie dagegen ankämpfte, fühlte sie sich durch seinen Ton und seine Miene eingeschüchtert.

„Das werden Sie nicht thun, wenn Sie nicht wollen, daß ich heute zum letztenmal hier gewesen bin,“ brach Simon los. „Es ist mein Ernst,“ fuhr er in grollendem Tone fort, als Natalie mit einem Achselzucken an das Fenster trat. „Das Maß ist voll; Sie haben zu wählen zwischen mir und diesem Gecken ...“

„Bitte, Simon Timofeïtsch!“ fiel sie hochmütig ein; „Fürst Kurägin ist mir nahe verwandt.“

Er lachte spöttisch auf. „Was Sie von Ihrer Sippe halten, haben Sie bewiesen,“ sagte er. „Wie lange ist es denn her, daß Sie aus dem hohen Kreise der Grafen und Fürsten durch die schlimmste Langeweile vertrieben wurden?“

„Und was glauben Sie wohl, was ich in dem hohen Kreise der Volksbeglücker und Weltverbesserer gefunden habe?“ fragte sie, indem sie sich mit blitzenden Augen zu ihm wendete. „Klingende Phrasen, hinter denen nichts steckt, ein lächerliches Anlaufnehmen, ohne je den Sprung zu wagen; eitles Geschwätz, wie bei uns, nur in gröberer Form.“

Grebenko erhob sich, bleich vor Zorn. „Verzeihen Sie, Natalie Dmitriewna, daß wir Sie mit solchen Formen belästigt haben,“ sagte er, indem er sich der Thür zuwendete.

Sie vertrat ihm den Weg. „Simon Timofeïtsch, Sie wissen, Sie müssen wissen, daß ich weder von Ihnen, noch von Anne Timofejewna gesprochen habe!“ rief sie heftig. „Sie und Anne sind meine Freunde. Aber diese andern, mit der rohen Sprache und den schlechten Manieren, den ungekämmten Haaren und ungewaschenen Händen ...“

„Sind *meine* Freunde und Gesinnungsgenossen,“ fiel Grebenko ein. „Sind Sie zu schwachsichtig, Natalie Dmitriewna, um in der rauhen Schale den edlen Kern zu sehen, so bleibt eben nichts übrig, als daß Sie in Ihre parfümierten Salons zurückkehren und sich an den hergebrachten Lügen und Grimassen erbauen, solange man den Bewohnern der Paläste noch gestattet, sie zu wiederholen. Thun Sie das — leben Sie wohl. ...“

Er griff nach der Thürklinke. Natalie umfaßte seinen Arm mit beiden Händen. „Nein, nein!“ rief sie. „Ich lasse Sie nicht ... Sie dürfen nicht gehen, Simon!“

Er wendete ruhig den Kopf und sah sie an. Ihr war, als ob die hellen Augen mit dem Metallglanz sie durchbohrten. Zitternd ließ sie ihn los, senkte den Kopf und brach in Thränen aus. Ein triumphierendes Lächeln zuckte, den grausamen Ausdruck seines Mundes noch verstärkend, über sein Gesicht; dann sagte er, finster wie zuvor: „Und wenn ich bleibe, Natalie, was soll es nutzen? Morgen sehnen Sie sich doch wieder nach den Fleischtöpfen Ihres Aegypten zurück.“

„Gewiß nicht!“ antwortete sie, noch immer weinend. „Ich verlange nichts, als mit Anne und Ihnen in Frieden zu leben.“

„Gut, beweisen Sie das!“ erwiderte er, indem er sie nach dem Sofa führte, auf das sie wie zerbrochen niedersank. „Meine Schwester kann das hiesige Klima nicht vertragen; wir müssen fort, nach Paris oder London. Gehen Sie mit!“

„Wohin ihr wollt!“ flüsterte sie, ihm beide Hände reichend, die er mit einem Jubelruf an die Lippen zog und leidenschaftlich küßte. Im nächsten Moment aber ließ er sie los und wandte sich heftig der Thür zu, durch welche eben Kurägin eintrat.

„Verzeihung, ma cousine, wenn ich störe; ich habe zweimal geklopft,“ sagte der Fürst, indem er auf die beiden zuging, aber nur Natalie zu sehen schien. „Sind Sie zum Ausgehen fertig?“

„Entschuldigen Sie mich, Fedor Iwanitsch,“ antwortete sie, sichtlich verlegen; „ich habe Kopfschmerzen, möchte zu Hause bleiben.“

„Kopfschmerzen, — wie schade!“ rief Kurägin mit einem Lächeln, das Grebenko die Zornesröte ins Gesicht trieb. „Es ist köstlich warm und sonnig, und ich habe eine Tasche voll Petersburger Anekdoten, die Sie amüsiert hätten. Ich kann sie aber auch ein andermal erzählen,“ fügte er hinzu, indem er einen Stuhl herbeizog und sich setzte.

Grebenko ertrug es nicht länger. „Ich glaube, Natalie Dmitriewna, es wäre besser, wenn Sie den Herrn ersuchten, seine Anekdoten zu gelegenerer Zeit zu erzählen,“ sagte er, ebenfalls über Kurägin wegsehend.

Der Fürst warf ihm, über die Achsel gewendet, einen verächtlichen Blick zu. „Ist der Herr Ihr Arzt, ma cousine?“ fragte er. „Wenn nicht, so ersuche ich Sie, ihm zu erklären, daß seine Einmischung über die Maßen unschicklich ist.“

„Fedor Iwanitsch, ich bitte Sie!“ rief Natalie erschrocken.

„Ruhig, Nataſcha, lassen Sie mich antworten!“ fiel Grebenko ein. „Ich hoffe, es ist in Ihrem Sinne, wenn ich den Fürsten auffordere, uns allein zu lassen, da wir ernstere Dinge als Petersburger Anekdoten zu besprechen haben.“

Kurägin stand auf.

„Wenn das ist, ma cousine,“ — begann er; aber sie fiel ihm ins Wort: „Durchaus nicht, Fedor Iwanitsch, Sie stören nicht ... wirklich nicht. Sie vergessen sich, Simon Timofeïtsch!“ fügte sie flüsternd hinzu, indem sie sich dem finster Dastehenden zuwandte.

„Jedenfalls ist für uns beide kein Platz hier,“ gab Grebenko grollend zur Antwort. „Sie haben gewählt, möchten Sie es nicht bereuen!“

Damit nahm er seinen Hut und ging der Thür zu, während ihm Kurägin nachrief: „Sie werden sich nicht einfallen lassen, meine Cousine weiter zu belästigen. Geschieht es aber, so nehme ich ferner keine Rücksicht; ich sage auf der Gesandtschaft, was ich von Ihnen weiß! Dann ist's mit Ihnen und Ihrer ganzen Nihilistenclique hier zu Ende — das merken Sie sich.“

Simon Grebenko, der die Thür erreicht hatte, drehte sich um. „Das werde ich mir merken,“ sagte er in leisem, heiserem Tone, während die glühenden Augen Natalie und den Fürsten mit einem Blicke des Hasses zu umfassen schienen. Im nächsten Moment war er verschwunden.

Erblassend lehnte sich Natalie im Sofa zurück. „Was haben Sie gethan, Fedor Iwanitsch!“ klagte sie. „Er wird sich rächen, — an mir, an uns beiden!“

„Allons donc, Sie sind nervös, Cousine!“ rief Kurägin mit hochmütigem Lächeln. „Aber kommen Sie, der Sonnenschein und meine lustigen Geschichten werden Sie von Ihren Gespenstern erlösen.“

Sie gingen, und mancher Blick folgte dem eleganten, eifrig plaudernden Paare; aber während Natalie lachte, kämpfte sie beständig mit ihren Thränen, und eine unüberwindliche Angst preßte ihr das Herz zusammen. Ich werde

zu Anne Timofejewna gehen; sie wird den Bruder mit mir versöhnen, sagte sie sich wieder und wieder. Umsonst — die Angst wollte nicht weichen. Endlich schützte sie Ermüdung vor, nahm eine Droschke und fuhr — Kurägins Begleitung hatte sie abgelehnt — nach dem Hause der Freunde.

Sie wären fort, sagte die Wirtin, vor zehn Minuten mit Sack und Pack fortgefahren; wohin, wußte sie nicht.

Fort! Das hatte Kurägins unselige Drohung verschuldet. Natalie brach in Thränen aus. Was sollte sie thun, um die Verlorenen wieder zu finden! — — —

Am Abend desselben Tages, gegen halb neun Uhr, fiel im Flur eines Hauses der Wilhelmsstraße ein Schuß. Als die Hausbewohner herbeieilten, fanden sie den Fürsten Fedor Kurägin, durch den Kopf geschossen, tot. Neben ihm lag ein Blättchen Papier, das aus einem Notizbuche gerissen schien und in russischer Sprache die Worte enthielt:

„Der Verräter gestraft von einem, der den Sprung gewagt hat."

Zehntes Kapitel.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages kam Albrecht von seiner Reise zurück. Er fuhr in ein Hotel; denn ehe er Alessa wiedersah, wollte er noch einen Versuch zur Umstimmung Kurägins machen, und begab sich deshalb, sobald er erwarten durfte, angenommen zu werden, nach der Wohnung des Fürsten.

Auf sein Klingeln wurde er von dem kleinen Diener eingelassen, der, als Albrecht nach Kurägin fragte, verwundert zu ihm aufsah. „Durchlaucht sind ermordet!" flüsterte er mit einem Gemisch von Scheu und Wichtigkeit, indem er die nächste Thür aufstieß.

Da lag der Tote; eine kleine Wunde in der linken Schläfe verriet, wie er geendet hatte. Erschüttert trat Albrecht näher. Mehr als einmal hatte ihm seine Phantasie ein ähnliches Bild gezeigt; aber dann war er es gewesen, der dem ruchlosen Leben dieses Mannes ein Ziel gesteckt. In seinem Gewissen sowohl, wie durch das Herkommen der Gesellschaft,

hatte er sich dazu berechtigt gefühlt, und doch wurde er bei der Vorstellung, daß er hier als der Thäter hätte stehen können, von Schauder gepackt. Es kam ihm zum Bewußsein, daß er sein Rächeramt nicht mit uneigennützigem Gerechtigkeitsgefühl auszuüben vermocht hätte: für sich selbst, für die leidenschaftlichen Wünsche seines Herzens wäre er eingetreten — denn er liebte Alessa.

Ja, er konnte sich's nicht verhehlen, er der alternde Mann, liebte glühender, als in seiner Jugend. Wann und wie es über ihn gekommen war, wußte er nicht. Aber nun war es da, erfüllte sein ganzes Sein, beherrschte sein Wollen, Denken und Empfinden, hatte selbst die Vergangenheit ausgelöscht. Vergebens hatte er in Petersburg die Erinnerungen an Antonie wachzurufen gesucht — nur Alessa hatte er vor Augen gesehen! Und auch hier, am Totenbette des Verhaßten, versank alles andre vor der Frage, wie Alessa das Schreckliche aufnehmen würde.

Die Anrede eines jungen Mannes, der unbemerkt aus dem Nebenzimmer gekommen war, schreckte Albrecht auf. Es war der Vetter Kurägins, der Gesandschaftsattaché von Bogatieff, der sich Albrecht als vorläufiger Vertreter der Familie vorstellte und ihm auf seine Fragen mitteilte, was bisher über die Ausführung des Verbrechens festgestellt war.

Der Portier hatte kurz vor halb neun Uhr einen Wagen vorfahren hören. Gleich darauf war geklingelt worden; ein Mann in breitkrempigem Hut und mit hochgeschlagenem Mantelkragen war an das Logenfenster getreten, hatte mit ausländischer Betonung nach dem Fürsten Kurägin gefragt und war, nachdem er Bescheid erhalten, die Treppe hinauf gestiegen. Ob bis in die zweite Etage, wo die Wohnung des Fürsten lag, wußte der Portier nicht. Jedenfalls hatte der Fremde an der Thür seines Opfers nicht geklingelt, sondern auf der Treppe gewartet, bis Kurägin, wie gewöhnlich um diese Zeit, ausging. Ob der Mörder ihm heimlich nachgeschlichen war, oder ob sie sich auf der Treppe gesprochen, vielleicht gestritten hatten, war ebenfalls nicht festzustellen. Laut hatten sie nicht gesprochen; sonst würde sowohl der Portier, wie eine alte Dame, die, als der Schuß erdröhnte, aus der dritten Etage herunterkam, etwas davon gehört haben. Ein Knabe aus der dritten Etage, der kurz vor dem Schusse das Haus verlassen hatte, wollte den Verhüllten gesehen — ob in der ersten oder zweiten Etage, wußte er nicht bestimmt — und

bemerkt haben, wie derselbe unter der Gaslampe hastig in ein Notizbuch schrieb. Im Moment, als der Schuß gefallen war und der Portier herbeistürzte, hatte der Mörder auch schon die Hausthür aufgerissen, war in den Wagen gesprungen, der auf ihn wartete, und in rasender Eile davongefahren. Das Signalement, das der Portier und der Knabe aus der dritten Etage von dem Verbrecher geben konnten, war, ganz abgesehen von einigen Widersprüchen, sehr mangelhaft: breitkrempiger Hut, dunkler, über die linke Schulter geschlagener Mantel, bartloses Gesicht. Soweit stimmten die Aussagen überein; aber während der Portier einen großen Mann mit dunklem Haar gesehen haben wollte, behauptete der Knabe, der Verhüllte wäre nur mittelgroß gewesen und hätte langes, im Gaslicht rötlich schimmerndes Haar gehabt.

Hierauf beschränkte sich das Ergebnis der offiziellen Mitteilungen. Herr von Bogatieff wußte mehr, hatte jedoch seine Gründe, damit zurückzuhalten. Gleich am Abend des Verbrechens, sobald er in der Wohnung des Ermordeten das Nötige angeordnet und an den Fürsten Peter Kurägin nach Paris telegraphiert hatte, war er zu Natalie Maranoff gefahren, ihr die Trauerkunde zu bringen. „Das habe ich geahnt!“ hatte sie aufgeschrieen. Als ihr Bogatieff dann von dem Zettel gesagt, der bei dem Toten gefunden worden, hatte sie ihr Entsetzen nicht zu verbergen vermocht, und so war es den geschickten Fragen des Diplomaten bald gelungen, über alle Vorgänge, deren Zeugin sie gewesen, Auskunft zu erlangen.

Seine Annahme, daß der Mord ein Racheakt der Nihilisten gewesen sei — die Worte des Zettels konnten für ihn nur diese Bedeutung haben — wurde dadurch, zu seinem Bedauern, über den Haufen geworfen. Einem Nihilistenverbrechen nachzuspüren, die Thäter zu entdecken, sie der verdienten Strafe zu überantworten — welche Aussichten für einen ehrgeizigen jungen Mann, der sich bisher vergeblich bemüht hatte, sich bemerkbar zu machen. Und nun sollte ihm das alles unter den Händen verschwinden, das politische Verbrechen zum Mord aus Eifersucht werden — nimmermehr!

Mit großer Feinheit gab Vetter Bogatieff Natalie zu verstehen, daß es für sie um vieles besser sein würde, wenn man Beziehungen zwischen ihr und dem Ermordeten voraussetzte, als zu einem obskuren Menschen, einem Popensohn! Natalie hatte sich — so suchte er die Sachlage darzustellen —

Madame Anne Timofejewna Fedot angeschlossen, um sie als Mittel zum Zweck zu benutzen, das heißt, um durch eine Reise mit ihr zu Fedor Kurägin zu gelangen. So war sie unbewußt in ein Nihilistennest hinein geraten. Erst Kurägin hatte ihr darüber die Augen geöffnet; es war zwischen ihm und dem Bruder der Madame Fedot — Simon Timofeïtsch Grebenko — zu heftigen politischen Streitigkeiten gekommen. Kurägin hatte endlich gedroht, die gefährliche Gesellschaft unschädlich zu machen — eine Drohung, die er mit dem Tode gebüßt. Das war alles so einfach, so überzeugend!

Schließlich trug Bogatieffs Gesicht den Ausdruck vollster Ueberzeugung, als er Natalie um Verzeihung bat, jemals an die Geschmacksverirrung geglaubt zu haben, die ihr das Gerücht nachgesagt hatte. Von Stund' an würde er mit aller Energie dagegen auftreten, fügte der junge Mann hinzu. Noch besser aber würde es sein, wenn Natalie dem Fürsten Peter Kurägin, der sicherlich schleunigst aus Paris eintreffen würde, Vertrauen schenkte, ihm alles so darlegte, wie er, Bogatieff, bereits herausgefunden habe. Bisher hätte sie sich vielleicht gescheut, ihre Neigung für einen Mann von Fedor Kurägins Ruf einzugestehen — übrigens wäre der Tote besser gewesen, als sein Ruf — und nachdem er zum Märtyrer der guten Sache geworden, würde ihr das Gerücht, ihm nahe gestanden zu haben, als Relief in der Gesellschaft dienen.

Als Relief in der Gesellschaft — dem widerstand Natalie nicht! Simon Grebenko hatte recht: sie sehnte sich zurück in die Gesellschaft. So versprach sie, dem Fürsten Peter die Sachlage im Sinne Bogatieffs darzustellen und den Behörden gegenüber, falls sie befragt werden sollte, die politische Gegnerschaft zwischen Kurägin und Grebenko zu betonen.

Nach diesem Uebereinkommen, das dem Helden seiner politischen Tragödie auch noch einen romantischen Nimbus verlieh, empfand Herr von Bogatieff die Ansprüche, mit denen Albrecht zu Ende der Unterredung hervortrat, beinahe als persönliche Beeinträchtigung. Wie schief wurde Natalies Verhältnis zu dem Toten, wenn sich die Heirat, deren Veröffentlichung dieser Herr von Moorbrandt verlangte, beweisen ließ, wenn der Ehekontrakt, auf den er sich berief, wirklich unter Kurägins Papieren gefunden wurde! Vorläufig war jedoch keine Gewißheit darüber zu erlangen, da bis zur Ankunft des Fürsten Peter alles versiegelt blieb — für Albrechts

Ungeduld eine harte Prüfung, aber er mußte sich fügen. Nachdem Bogatieff versprochen, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn der Erwartete eingetroffen sei, begab er sich schweren Herzens zu Alessa.

Sie war allein; die Geheimerätin war ausgegangen, der Geheimerat noch in seiner Kanzlei. Albrecht ließ sich melden. Mit ausgestreckten Händen kam sie ihm entgegen und begrüßte ihn mit einer Wärme, die ihn beglückte. „Aber was ist Ihnen?" fügte sie besorgt hinzu. „Sie sehen aus ..."

„Wie ein Mensch, dem alles mißglückt ist," fiel er ein. Er konnte sich nicht entschließen, ihr gleich das Schlimmste zu sagen, setzte sich zu ihr und berichtete über seine erfolglosen Nachforschungen.

In schmerzlicher Spannung hörte sie ihm zu. Was sie am meisten bekümmerte, war das Verschwinden Tatjanas. Sie hätte die alte treue Dienerin, die schon von ihrer Geburt an im Hause der Eltern gewesen, nicht von sich lassen dürfen, sagte sie. Aber das Unglück hätte sie egoistisch gemacht; sie hätte bei der Trennung von Tatjana sowohl, wie bei der Bitte, daß Albrecht ihr zu Hilfe kommen möge, nur an sich selbst gedacht. „Aber wenn Sie wüßten, wie ich dafür gebüßt und mich um Sie geängstigt habe," fügte sie hinzu, „wie ich mich noch ängstige. ... Von Kurägin ist alles zu erwarten!"

„Von Kurägin?" wiederholte er mit einem Ausdruck, der sie erschreckte. „Nein, Alessa, von dem haben Sie nichts mehr zu fürchten!" Und während sie mit angstvollen Augen an seinen Lippen hing, erzählte er, wie er den Gegner bei seiner Rückkehr gefunden und was er von Bogatieff erfahren hatte.

Als er zu Ende war, schlug sie zusammenschaudernd die Hände vor das Gesicht. „Tot!" stöhnte sie, „tot!" Dann ließ sie die Hände sinken und saß wie erstarrt.

Albrechts Herz krampfte sich zusammen. Er ertrug es nicht, Alessa um diesen Toten leiden zu sehen; er hätte sie an sich reißen, ihr zurufen mögen, das Vergangene vergangen und vergessen sein zu lassen, aufzuatmen im Gefühl der ersehnten, wiedergewonnenen Freiheit. Aber wußte er denn, ob nicht die versöhnende Macht des Todes alle Unbill, die Alessa erduldet, ausgelöscht und die alte Liebe wieder wachgerufen hatte? In bittrer Ratlosigkeit saß er

ihr gegenüber, unfähig, das rechte Wort für sich und sie zu finden.

Ein Wagen fuhr vor dem Hause vor; er hörte ihn nicht, aber Alessa fuhr aus ihrer Starrheit auf.

„Der Onkel!“ sagte sie, indem sie sich erhob. „Ich möchte ihn jetzt nicht sehen — keine Erklärungen geben müssen. . . . Wollen Sie es für mich thun?“

„Verstehe ich Sie recht?“ fragte Albrecht. „Ich soll ihm alles sagen?“

„Alles — ja, ich bitte Sie darum! Gleichgültig zu scheinen, wenn dieser Tod, dieser Mord besprochen wird, geht über meine Kräfte.“

In Thränen ausbrechend, verließ sie den Salon. Gleich darauf trat in ungewöhnlicher Hast der Geheimerat in die Thür. Sobald er die ersten Begrüßungen mit dem Bruder ausgetauscht hatte, begann er von dem Morde des Fürsten Kurägin zu sprechen, der ganz Berlin in Aufregung versetzte.

„Leider werden auch Namen aus unsrem Verwandtschaftskreise im Zusammenhange mit dem Unglücklichen genannt,“ fügte er verstimmt hinzu. „Der Fürst hatte kürzlich ein Duell mit Udo Ostheimb und soll Erika in auffallender Weise ausgezeichnet haben. Natürlich wird das nun in einer Art besprochen, die für unsre Familie in hohem Grade peinlich ist.“

„Es wird noch mehr zu besprechen geben,“ erwiderte Albrecht, und in der ungestümen Weise auf und nieder gehend, die dem Bruder so unbehaglich war, berichtete er von dem Verhältnis Alessas zu dem Toten.

Jetzt kam auch der Geheimerat in Gefahr, die Fassung zu verlieren. Eine Nichte *seiner* Frau, *seine* Hausgenossin, die *er* unter seinen persönlichen Schutz genommen, in seine Kreise eingeführt, mit Auszeichnung behandelt hatte, war imstande gewesen, sich so weit zu vergessen! Eine heimliche Heirat in seiner Familie — eine Heirat, die bestritten wurde, für die sich keine Beweise beibringen ließen — unerhört! Und daß die Unglückselige nicht geschwiegen, die Tante Cölestine zur Mitwisserin gemacht hatte! Cölestine war keinesfalls diskret gewesen; wer mochte sagen, in wie weiten Kreisen die Sache bereits ruchbar geworden? Jetzt nach dem Morde, der aller Blick auf Kurägins Verhältnisse lenkte, wurde sie unvermeidlich zum Stadtgespräch.

„Was sollen wir thun? Wir können uns nirgends sehen lassen!“ schloß der Geheimerat.

„Wir, lieber Bruder, kommen erst in zweiter Reihe,“ sagte Albrecht scharf. „Die Hauptfrage ist: Wie lassen sich Alessas Rechte und — falls diese nicht zu beweisen sind — ihre Stellung in der Gesellschaft wahren?“

„Gar nicht!“ rief der Geheimerat; „wenn sie ihre Heirat nicht zu beweisen vermag, gar nicht!“

„Aber es muß geschehen!“ fiel Albrecht heftig ein. „Wenn alles, was Moorbrandt, Ostheimb und Tannberg heißt, in geschlossener Phalanx für sie eintritt, so will ich den sehen, der sie zu beleidigen oder nur zu beargwöhnen wagt.“

Der Geheimerat wiegte zweifelnd den Kopf. „Mein lieber Junge, das verstehst du nicht,“ sagte er. „Wer so wie du mit allem Herkommen auf halb gespanntem Fuße steht ...“

In diesem Augenblicke trat die Geheimerätin ein. Auch sie war in großer Erregung; ihre Augen standen voll Thränen. Sie kam von Cölestine, hatte natürlich alles, das heißt weit mehr erfahren, als festgestellt war, und konnte sich des Mitleids für den Ermordeten nicht erwehren. Ein so schöner, bezaubernd liebenswürdiger Mensch, wie Fürst Kurägin gewesen sein sollte! Im Verkehr mit Frauen schien er allerdings nicht vorwurfsfrei gewesen zu sein, und gegen Alessa — welche Erleichterung, daß Fritz von allem unterrichtet war — gegen Alessa hatte er sich vielleicht nicht ganz gewissenhaft benommen, hatte auch ihr in einer Weise den Hof gemacht, welche thörichte Hoffnungen in der Aermsten erregen konnte.

Als Albrecht heftig einfiel, daß es sich nicht um mehr oder weniger ernst gemeinte Huldigungen, sondern um eine Heirat handle, hörte er zu seiner Ueberraschung, daß die Geheimerätin davon durchaus nicht überzeugt war. Alessa wäre vielleicht nicht ganz korrekt in ihren Angaben, meinte sie, oder besser gesagt, nicht ganz zurechnungsfähig. Nach dem Tode des Vaters hätte sie ein schweres Nervenfieber zu überstehen gehabt — man konnte nicht wissen, welche Störungen davon zurückgeblieben waren. Albrecht fühlte seinen Zorn wachsen, zugleich aber stieg in ihm die Furcht auf, daß er Alessas Stellung zu ihren Hausgenossen durch seine Heftigkeit verschlimmern könne, und so schützte er denn, um sich vom Mittagsmahl der Geschwister loszumachen, Geschäfte vor.

Die Dämmerung brach herein, als er zurückkam. Sein Bruder hielt Mittagsruhe; seine Schwägerin hatte Besuch; Alessa war in ihrem Zimmer. Ohne weiteres ging er an ihre Thür, und noch ehe er klopfte, wurde ihm aufgethan; sie hatte seinen Schritt erkannt.

In stiller Fassung trat sie ihm entgegen; aber trotz des Zwielichtes sah er, daß sie heftig geweint hatte, und wenn sie sprach, zitterte ihre Stimme, wie in verhaltenen Thränen. Sie erzählte ihm, daß Tante Luise zu ihr gekommen sei, herzlicher als seit langer Zeit. Es wäre ihr eine Last von der Seele gefallen, seit sie ihren Mann von allem unterrichtet wisse, hatte sie gesagt, dann aber gebeten, daß Alessa heute in ihrem Zimmer bleiben möge; der Onkel müsse sich erst in die Lage der Dinge finden.

Albrecht biß die Zähne zusammen. Wie war es möglich, daß diese sonst so gütigen, warmherzigen Menschen Alessas Empfindung so ganz außer acht ließen, nur an sich selbst und ihr eignes Unbehagen dachten! „Wie ist Ihnen zu Mute, Alessa?" fragte er nach einer Pause.

„Schlecht," gab sie zur Antwort, „schlechter, als ich es für möglich gehalten hätte. Müßte ich nicht, nachdem der höchste Richter so schwer gestraft hat, verzeihen können? Aber ich kann es nicht; ich bin außer stande, mir Kurägin anders vorzustellen, als wie ich ihn zuletzt gesehen. . . . Dort an der Thür wendete er sich noch einmal um und kam bis in die Mitte des Zimmers zurück, mir mit wutverzerrter Miene seine letzte, schreckliche Drohung zuzuschleudern. . . . Wenn ich den Blick, den Ton vergessen könnte!"

Albrecht fühlte sich von tiefstem Mitleid ergriffen. „Vielleicht überwänden Sie den Eindruck, wenn Sie den Toten sähen," sagte er. „Wollen Sie? . . . Soll ich Sie hinführen?"

„Wie gut Sie sind!" rief Alessa. „Aber ob ich es wagen darf?"

„Der Unsrigen wegen?" fiel er ein, und obwohl er sich sagen mußte, daß Bruder und Schwägerin nicht damit einverstanden sein würden, fügte er hinzu: „Unbedingt! Ich übernehme die Verantwortung! Kommen Sie, wir gehen gleich."

Sie war schnell bereit. Schweigend ging sie an seinem Arme zum nächsten Wagenstande und saß schweigend neben ihm während der langen Fahrt. Wie ein Bann lag es auf ihr; alles Denken versank in einem Gefühl qualvollen Grausens. Und nun war das Ziel erreicht. Gut, daß Albrechts

Arm sie stützte; sonst hätte sie es nicht vermocht, den Flur zu betreten. Da war die Stelle, wo er sein Leben ausgehaucht, die Treppe, die er ahnungslos herabgestiegen, die Schwelle, die er zum letztenmal überschritten — und da war er selbst!

Sie schlug den Schleier zurück und trat ein. Kerzen brannten zu Häupten des Toten; am Fußende des Bettes knieten betende Priester; Alessa sah nur ihn, der in der Ruhe des Todes schöner erschien, als sie ihn je im Leben gesehen. Schöner — aber doch nicht der Mann, den sie geliebt, an den sie geglaubt, und den sie hier wiederzufinden gehofft hatte. Der Mann war ausgetilgt aus ihrem Herzen auf immerdar. Selbst die Erinnerung an ihn war ausgelöscht durch das drohende Antlitz mit den bösen, funkelnden Augen, das sie zuletzt gesehen.

Aber auch das verschwand, während sie auf den Toten niedersah. Vielleicht konnte sie sein Bild so festhalten, wie er jetzt dalag, starr und kalt — fühllos, wie er sich ihr schon im Leben bewiesen hatte.

Je länger sie dastand — es war eine lange, lange Zeit — um so stiller wurde es in ihr. Die Bitterkeit, die bis dahin ihr Empfinden vergiftet, der Groll, der sie zugleich gelähmt und angestachelt hatte, verrauschten und verschwanden. Nicht ein Widerklang einstiger Täuschung brachte ihr Frieden mit dem Toten; es war vielmehr das Bewußtsein überwundener Schwäche, besiegten Irrtums, wiedergewonnener Freiheit, das sie sich selbst und dem Leben wiedergab und ihr das Abschließen mit der Vergangenheit möglich machte.

Albrecht, der sie mit schmerzlicher Spannung beobachtete, sah, daß ihre Züge sich mehr und mehr erhellten und daß ein sanfterer Ausdruck in ihre Augen gekommen war, als diese sich endlich von dem Toten zu ihm wendeten, während Alessa bat, daß sie gehen möchten. Aber in dem Moment, als sie die Thür erreichten, wurde diese von außen geöffnet, und eine schwarz gekleidete Frau trat über die Schwelle. Beim Anblick Alessas blieb sie stehen. „Alexandrine Karlowna!" rief sie im Tone unwilligen Erstaunens.

Wie aus tiefem Traume schreckte Alessa auf. „Natalie, Sie hier!" sagte sie und bot ihr die Hand; aber hochmütig den Kopf zurückwerfend, trat Natalie zur Seite.

„Was haben Sie am Totenbette des Fürsten Kurägin zu suchen?" fragte sie mit einer Mischung von Hohn und

Verachtung, indem sie Alessa vom Kopf bis zu den Füßen maß.

Alessa war sprachlos; zu grell fiel dieser Mißton in die weihevolle Stille, die sie hier gefunden; aber schon stand Albrecht an ihrer Seite. „Meine Nichte, gnädige Frau," antwortete er mit demselben Hochmut, in dem die Frage gestellt war, „ist die Gemahlin des verstorbenen Fürsten Kurägin und ist hier, ihm lebewohl zu sagen."

Mit diesen Worten bot er Alessa den Arm und führte sie, Bogatieff, der mit Natalie eingetreten war, stumm begrüßend, zur Thür hinaus. „Wer ist das Weib?" fragte er ingrimmig, während sie die Treppe hinuntergingen.

„Natalie Maranoff, die Tochter meiner Pate, Kurägins Cousine," antwortete Alessa, und aufseufzend fügte sie hinzu: „Ich hoffte, mit der Vergangenheit abschließen zu können — sie läßt mich jedoch nicht los."

Das war äußerlich gemeint, bezog sich auf die Begegnung mit Natalie und die möglichen Folgen derselben; Albrecht aber hörte daraus das Bekenntnis, daß Alessas Liebe für den Toten aufs neue erwacht sei.

Elftes Kapitel.

Am folgenden Tage kam Fürst Peter Kurägin in Berlin an und begann sofort, mit der ihm eignen Energie, die brüderliche Hinterlassenschaft zu ordnen, das heißt in das verwickelte Schuldensystem, mit dessen Hilfe der Verstorbene auch hier gelebt hatte, einige Klarheit zu bringen.

In dieser Beschäftigung, die ihn tief verstimmte, unterbrach ihn Albrecht Moorbrandt, von dessen Forderungen er bereits durch Bogatieff unterrichtet war. Auch Natalie hatte er gesprochen, und was sie ihm über Alessa mitgeteilt, war dazu angethan, sein Mißtrauen gegen letztere wachzurufen. Von Kindheit an hätte sie sich in Kreise einzudrängen gesucht, in die sie nicht gehöre, und hätte zur Erreichung dieses Zweckes kein Mittel gescheut, sagte Natalie, die ihre gehässige Charakteristik mit den Worten schloß: „Eine Abenteurerin ist sie, weiter nichts."

Hochmütig abweisend, wie sein verstorbener Bruder, mit dem er übrigens nicht die mindeste Aehnlichkeit besaß — er war vierschrötig gebaut, hatte unschöne Gesichtszüge und kluge, stille, festblickende Augen — trat der Fürst Albrecht entgegen. Aber die beiden Männer waren sich im Kern ihres Wesens, in ihrer Ehrlichkeit und Energie zu nahe verwandt, um nicht — allen vorgefaßten Meinungen zum Trotze — eine gewisse Sympathie für einander zu fühlen. Nach kurzem Hin- und Herreden war jeder überzeugt, daß er dem andern trauen könne, und die Verhandlungen wurden in achtungsvollem Tone weiter geführt. In Bezug auf Alessa ließ sich indessen Fürst Peter nicht umstimmen. Er sah in ihr eine der gefährlichen Frauen, von denen edle Naturen, wie Moorbrandt, nur zu leicht getäuscht werden. Daß sein Bruder im Verkehr mit Frauen nichts weniger als gewissenhaft gewesen sei, müsse er einräumen, sagte Fürst Peter; auch daß ihn die Aussicht auf ein großes Vermögen zur Eheschließung mit einer nicht Ebenbürtigen zu bestimmen vermocht, wolle er nicht bestreiten; das Dokument, auf das sich Herr von Moorbrandt berufe, und das allein die Ansprüche Alessas zu begründen vermöchte, hätte sich jedoch nicht in den Papieren des Verstorbenen gefunden. Es bleibe übrigens noch die Möglichkeit, daß sein Bruder dies Papier in Petersburg zurückgelassen habe. Gleich nach seiner Rückkehr würde er Forschungen danach anstellen und Herrn von Moorbrandt über das Ergebnis derselben Nachricht zukommen lassen.

Eine Unterredung mit Alessa, die Albrecht in Vorschlag brachte, lehnte Fürst Peter ab. Er könne eine gewisse Voreingenommenheit gegen die Dame nicht leugnen, sagte er, wäre auch im Moment zu schmerzlich in Anspruch genommen, um nach einmaligem Zusammentreffen ein klares Urteil über sie zu gewinnen. Jedenfalls dürfe er versichern, daß ihn persönliche Empfindungen nicht verhindern würden, ein erwiesenes Unrecht seines Bruders nach Kräften gut zu machen.

Mit diesem Bescheid, den er in schonendere Formen kleidete, kam Albrecht zu Alessa und war erstaunt über den Gleichmut, mit dem sie seine Mitteilung aufnahm.

„Grämen Sie sich nicht darum, lieber Freund; wenn die Meinigen an mich glauben, so ist es mir einerlei, ob mich die Kurägins verdammen oder nicht,“ sagte sie, seine Verstimmung bemerkend, und Albrecht gewann es nicht über sich, sie

darauf hinzuweisen, wie schon sein Bruder die Lage der Dinge empfand.

Ueberall, wo von dem Morde des Fürsten Kurägin die Rede war, besprach man auch Alessas Beziehungen zu ihm — die, wie der Geheimerat vorwurfsvoll sagte, „durch den wahnsinnigen Besuch am Totenbette zur Kenntnis aller Welt gekommen,“ und schmückte die Vorgänge in der abenteuerlichsten Weise aus. Bis zu den Ohren des Geheimerats wären solche Mären selbstverständlich nicht gedrungen, hätte sich's nicht Frau von Tannberg zur Pflicht gemacht, ihre „liebe Luise“ und ihren „teuern Schwager“ von allem zu unterrichten. Vergebens bat die Geheimerätin, sie mit den Klatschgeschichten zu verschonen; Cölestine erklärte der Schwester, daß es unverzeihliche Schwäche sei, nicht wissen zu wollen, wie die „Welt“ urteile, und ließ sich nicht abweisen. Empört war sie über die Nichtachtung, mit der Schwager Fritz ihre Sensationsnachrichten aufnahm. Und doch übten sie gerade auf ihn die nachhaltigste Wirkung aus, da sie immer aufs neue den Beweis gaben, in welchem Maße Kurägin und alles, was ihn betraf, zum Stadtgespräch geworden war. Berlin beschäftigte sich längst mit andern Dingen, als der Geheimerat noch von jedem Blick, der Alessa streifte, verletzt und beunruhigt wurde. Von ihrer Wahrhaftigkeit und dem Recht ihres Anspruchs an den Namen Kurägin überzeugt, hielt er es übrigens für seine Pflicht, so viel als möglich für sie einzutreten.

Alessa lebte jetzt noch stiller als vor Kurägins Tode; wenn die Tante Besuch hatte, blieb sie in ihrem Zimmer und lehnte Einladungen ab. Die einzige Erquickung, die ihr von außen kam, brachten Albrechts Besuche. Er pflegte wöchentlich ein paarmal in die Stadt zu kommen, aß bei Moorbrandts und hatte, während das Ehepaar Mittagsruhe hielt, eine Plauderstunde mit Alessa.

Eines Tages brachte er ihr Nachricht von dem Fürsten Peter Kurägin. Der Ehekontrakt hatte sich auch in Petersburg nicht gefunden. „Sie werden mir zustimmen müssen,“ schrieb der Fürst, „wenn ich darin den Beweis sehe, daß ein solches Dokument überhaupt nicht existiert hat; denn wie sollte mein Bruder dazu gekommen sein, ein Papier zu vernichten, das ihm unter Umständen große Vorteile sicherte?“

„Dies kann unmöglich das letzte Wort sein!“ rief Albrecht, als Alessa gelesen hatte.

„Warum nicht?" fragte sie; „was sollten wir noch weiter thun? Meinen Sie nicht auch, daß es für mich das beste wäre, das Vergangene vergangen sein zu lassen und ein neues Leben anzufangen?"

Tante Luise unterbrach das Gespräch; gleich darauf kam auch der Geheimerat, und dann saßen sie plaudernd beisammen, während Albrechts Gedanken unablässig mit Alessas Verlangen beschäftigt waren, ein neues Leben beginnen zu können. Fühlte sie nur den unbestimmten Wunsch danach, oder hatte sie für ihre Zukunft einen Plan gefaßt, und bedurfte sie vielleicht seiner Hilfe, denselben auszuführen? Es war ihm unerträglich, fortzureisen, ohne Gewißheit darüber zu haben. Schon nahm sich Albrecht vor, den Zug zu versäumen; aber sein allezeit pünktlicher Bruder sah nach der Uhr und mahnte zum Aufbruch. „Ich bringe dich nach dem Bahnhofe," fügte er hinzu.

So war denn kein Bleiben möglich; aber im Augenblick des Abschieds hatte Albrecht einen klugen Einfall. „Ihr solltet morgen nach Kaltdorf kommen," sagte er; „das Wetter ist herrlich, und Sonntags hast du ja Zeit, lieber Bruder. Ich rechne auch auf Sie, Alessa," fügte er hinzu, als die Geschwister sich einverstanden erklärten; aber sein Herz war nicht so zuversichtlich, wie seine Worte, und schlug, wie in längst vergangenen Tagen, bang und ängstlich. Um so freudiger wallte es in ihm auf, als auch Alessa ihre Zusage erteilte.

Alessa freute sich aufrichtig der Fahrt nach Kaltdorf; freute sich vor allem, zu sehen, wo und wie Albrecht lebte. In hellem Sonnenschein flog am andern Tage der Eisenbahnzug über die Ebene, durch weit gedehnte Feldmarken mit sprießenden Saaten, durch Wiesen und Heideflächen. Hin und wider ein brauner Wald, ein Dorf, ein Gutshof, ein Bach zwischen kahlen Weidenbäumen. Kein prächtiges Landschaftsbild und doch ungemein reizvoll für Augen und Seelen, denen sein ernster, stiller Zauber erschlossen ist; am reizvollsten, wenn der Hauch und Glanz der ersten Frühlingstage darüber liegt. Alessa sah den hellen Wölkchen am Himmal nach, wie sie sich dehnten und ballten, zusammenflossen und verschwammen, und ihr war, als zerflösse mit ihnen, was ihr Leben so lange verdunkelt hatte. Das süße, unbestimmte Hoffen, das der Lenz uns allen bringt, und das der Dichter in die Worte zusammen-

faßt: „Nun muß sich alles, alles wenden," war auch in ihr erwacht.

Dieser erhöhten Stimmung konnte sie selbst das Pfeifen, Läuten und Hasten auf der Bahnstation nicht entreißen. Albrecht war da, heiterer, als sie ihn je gesehen, und dann saß sie neben ihm im offnen Wagen, und er zeigte ihr das hohe Ziegeldach seines Vaterhauses, dem sie rasch entgegenfuhren.

Der Weg ging durch die Hauptstraße des Dorfes, das mit seinen gut gehaltenen Höfen, Häusern und Scheunen den Eindruck der Wohlhabenheit machte. An Fenstern und Thüren erschienen, sonntäglich geputzt, die grüßenden, zufrieden aussehenden Insassen, und eine Rotte flachsköpfiger Buben rannte schreiend neben dem Wagen her und warf den Damen Schneeglöckchen und Weidenkätzchen zu.

Bald war der Gutshof erreicht. Rechts und links lagen Ställe und Scheunen, im Hintergrunde das zweistöckige, schmucklose Herrenhaus, zu dem eine steinerne Freitreppe hinaufführte. Am Fuße derselben wurden die Gäste von der Beschließerin, Frau Wendelin, begrüßt, einer kleinen, ältlichen Frau mit ernsthaften Augen in dem runden, von einer blütenweißen Haube umschlossenen Gesicht. Dann geleitete Albrecht seine Gäste durch den weiten, weißgetünchten Flur in einen hohen, hellen Gartensaal mit altmodischer Einrichtung.

Auch die angrenzenden Gemächer, ein Speisezimmer und das Arbeitszimmer des Hausherrn, waren in derselben Weise, das heißt in dem steifen, nüchternen Geschmack der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts, eingerichtet. Bisher hatte Albrecht das nicht beachtet; erst jetzt, da er Alessa in dieser Umgebung sah, kam es ihm zum Bewußtsein. Sie aber war von allem angenehm berührt. Der alte, wohlerhaltene Hausrat heimelte sie an, und um wie viel besser ließ es sich in diesen luftigen Räumen atmen, als in den kleinen, übervollen Stadtzimmern; wie erquickend strömte der Sonnenschein in die Fenster; wie befreiend war der Ausblick über Garten, Felder und Wiesen, bis zum fernen, den Horizont begrenzenden Walde.

Nachdem das Frühstück vorüber war, verlangte der Geheimerat, in pflichtschuldigem Interesse für den Stammsitz der Moorbrandts, einen Rundgang durch Ställe und Scheunen zu machen; die Damen schlossen sich an. Wie im Wohn-

hause, war auch in den Wirtschaftsräumen, vom Kuhstall bis zur Milchkammer, vom Fruchtboden bis zum Wagenschuppen, alles im besten Stande, und der Bescheid, den Albrecht auf des Bruders Fragen über die Erträgnisse des letzten Jahres gab, war so günstig, daß der Geheimerat seine Verwunderung über ein solches Gedeihen bei so langer Abwesenheit des Gutsherrn nicht zurückhalten konnte.

Das hätte er seiner treuen Wendelin und seinem ebenso intelligenten, wie zuverlässigen Verwalter zu danken, entgegnete Albrecht; und da eben die Mittagsglocke ertönte, fügte er, zu Alessa gewendet, hinzu, sie würde beide beim Mittagessen finden. „Es ist so von alters her Hausordnung in Kaltdorf," sagte er; „überdies ist es mir lieber, in das freundliche Gesicht der guten Wendelin zu sehen und mit ihr und dem Verwalter die Tagesaufgaben und Vorkommnisse zu besprechen, als meinem Teller allein gegenüberzusitzen."

„Deine Schuld, mein lieber Junge; du hättest heiraten sollen," sagte der Geheimerat, und seine Frau blickte verwundert zu Albrecht auf; es war das erste Mal, daß sie eine Beschwerde über die Einsamkeit seines Lebens von ihm vernahm.

Das Mittagsmahl verlief wie immer, wenn die Geschwister in Kaltdorf waren. Frau Wendelin hatte Meisterwerke der Kochkunst geliefert, deren Lob sie erwartete; der Verwalter antwortete voll ehrerbietiger Verlegenheit auf die Fragen des Geheimerats, der mit Anstrengung herablassend war, und Albrecht ärgerte sich — heute mehr als je — sowohl über die Steifheit auf der einen, wie über die Unterthänigkeit auf der andern Seite.

Endlich war auch das vorüber. Das Ehepaar suchte nach gewohnter Weise die Sofaecken zur Mittagsruhe auf; Albrecht ging mit Alessa in den Gartensaal. „Wie schön es hier ist!" sagte sie, die Thür öffnend, die über eine breite Veranda in den Garten führte.

„Wirklich, finden Sie es schön?" fragte Albrecht erfreut: „aber das gilt wohl mehr dem Frühling, als meinem schmucklosen Daheim."

„Es gilt beiden," antwortete Alessa, indem sie an die Brüstung herantrat und mit glänzenden Augen umhersah. Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ich fürchte, Sie werden mich für phantastisch halten, wenn Sie hören, welche Wünsche

in mir erwacht sind — ich möchte beinahe sagen, welche Pläne ich gefaßt habe."

„Pläne?" wiederholte Albrecht.

„Ja, und Sie sollen mir dazu helfen," fuhr Alessa fort. „Warum ich nicht bei Tante Luise bleiben kann und darf, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Sie wissen so gut, wie ich selbst, daß ich ihr, wie dem Onkel, nur Störung und Unbehagen verursache."

„Möglich, daß das im Augenblick der Fall ist," antwortete Albrecht; „aber glauben Sie nicht, daß wir mit denen, die uns nahe stehen, auch das Schwere teilen müssen? Luise und Fritz sind gut. . . ."

„Das weiß ich, das empfinde ich alle Tage," fiel Alessa ein. „Ich würde mich auch nicht bedrückt fühlen, wenn ich ihnen wirklich nahe stünde, ihnen etwas sein könnte; aber das ist nicht der Fall. Unsre Verwandtschaft — wie die Dinge liegen, etwas rein Aeußerliches — ist das einzige Band zwischen uns. Sie brauchen mich nicht; ich habe in ihrem Hause keinerlei Aufgaben zu erfüllen, lasse, wenn ich gehe, keinerlei Lücke zurück. Im Gegenteil: ich bin der Stein, der das stille Verfließen ihres Lebensstromes hemmt. Wird der Stein entfernt, so ziehen die Wellen wieder in alter Ruhe und Klarheit dahin."

Sie hatte recht, und Albrecht achtete sie zu hoch, um aus Höflichkeit zu widersprechen; aber die zustimmende Antwort fiel ihm schwer. „So wollen Sie fort?" fragte er nach einer Pause. „Wollen Sie reisen?"

„Nein, das nicht," antwortete sie; „mein Sinn ist nicht auf Genuß gerichtet. Was ich brauche, ist eine Arbeit, die mich in Anspruch nimmt, eine Aufgabe, deren Lösung mir Genüge gewährt. Es war nicht viel, was ich in Petersburg zu leisten hatte; aber es gab doch allerlei Schwierigkeiten zu überwinden, da ich mit russischem Material und mit russischen Menschen einen Haushalt nach deutscher Weise führen sollte. So hatte ich denn das Bewußtsein, meinem Vater nützlich, ja, ich darf wohl sagen, unentbehrlich zu sein. . . . Das ist leider auf immer dahin . . ."

Albrecht brannte das Herz, ihr zu sagen: „Mir wärst du es noch mehr!" Aber er war nicht im stande, die Worte auszusprechen, sondern faßte nur stumm ihre Hand, die sie mit festem Druck um seine Finger preßte und ihm dann wieder entzog.

„Wenn Sie wüßten, wie ich 'gesucht, wochenlang bei Tag und bei Nacht nach allen Seiten Umschau gehalten habe," fuhr sie fort. „Selbst auf die Idee, nach Petersburg zurückzukehren und die Leitung des Kinderhospitals zu übernehmen, bin ich gekommen. Aber ich habe keinen Beruf zur Krankenpflege, überhaupt weder eine Neigung noch ein Talent, wodurch ich auf einen bestimmten Weg außerhalb des Hauses verwiesen würde. So war ich denn ratlos bis vor wenigen Stunden. . . . Aber seit ich hier bin, sehe ich Land; ein Gut haben und regieren, indem ich für sein Gedeihen thätig bin; das Wohl meiner Untergebenen fördern, in der Natur leben, einsam sein können, wie ich's brauche — das ist Rettung, Glück vielleicht, soweit solches mir noch beschieden sein kann."

Wie Albrecht das alles verstand! Auch er hatte einst nur nach Einsamkeit verlangt, hatte mit dem Leben des Herzens vollständig abzuschließen geglaubt — und war es denn nicht Thorheit, daß er eine neue Liebe, ein neues Leben für möglich gehalten? Alessa hatte recht, tausendmal recht! Energisch, wie sie einst das Glück erfaßt, nahm sie jetzt die Wendung des Daseins hin, machte sich gewiß nie und nimmer der Schwachheit schuldig, in Wünschen und Hoffnungen über den selbstgesteckten Kreis hinaus zu schweifen. Aber ihr Beispiel sollte nicht verloren sein — nach Kräften wollte er es ihr gleich thun.

In diese Gedanken versunken, gab er keine Antwort, als Alessa verstummte; sie aber fügte nach einer Pause hinzu: „Sie scheuen sich doch nicht, mir zu sagen, daß ich der erwählten Aufgabe nicht gewachsen bin? Ich fühle das nur zu gut; aber ich hoffe, daß ich noch lernen kann. Denken Sie nach, lieber Freund! Sie finden gewiß unter Ihren Gutsnachbarn eine Landwirtin, die mich in dem Nötigen unterweist, und während dieser Lehrzeit suchen Sie mir die Stätte meines künftigen Wirkens, — ein Gut, dessen Ankauf meine Mittel nicht übersteigt. Wollen Sie?"

„Alles, was Sie wünschen," antwortete Albrecht. Dann machte Frau Wendelin, die zum Kaffeetrinken aufforderte, dem Gespräch ein Ende, und fortan blieben Albrecht und Alessa keinen Augenblick allein. Erst bei der Abfahrt, während die Bahnhofsglocke ihre Worte übertönte, faßte Alessa den Mut, auf ihre Unterredung zurückzukommen; sie bat Albrecht, an ihre Wünsche zu denken und ihr Nachricht zu

geben, sobald er etwas gefunden habe. Er versprach es; aber ob er mit ihrem Lebensplane einverstanden war? Seltsam, daß er darüber auch nicht die leiseste Andeutung gegeben hatte.

Ihre Ungewißheit sollte nicht lange währen. Schon am nächsten Morgen kam ein Brief von Albrechts Hand, mehrere Blätter, deren klaren Schriftzügen nicht anzusehen war, in welcher fieberhaften Erregung der Schreibende gewesen. Auch der Inhalt ließ es nicht erraten, und doch klopfte Alessas Herz, als ob es zerspringen sollte, während sie las. Albrecht schrieb:

„Die Antwort, die ich heute auf Ihre Fragen gebe, liebe Alessa, drängte sich mir schon gestern auf die Lippen; aber ich zwang mich zum Schweigen, weil Sie Zeit haben müssen, zu erwägen, ob meine Vorschläge annehmbar sind; ob die ‚Stätte zukünftigen Wirkens‘, die ich Ihnen bieten möchte — lassen Sie mich ohne Umschweife sagen, daß es Kaltdorf ist — Ihren Wünschen entspricht.

„Verstehen Sie mich nicht falsch, Alessa! Fürchten Sie nicht, daß ich Ansprüche an Sie mache, die Sie nicht erfüllen können. Ich weiß, daß ich nicht die Eigenschaften besitze, die das Herz der Frauen gewinnen; ich habe längst auf Liebe Verzicht geleistet und gebe Ihnen die Versicherung, daß die Einsamkeit, in der Sie zu leben wünschen, unantastbar für mich bleiben soll. Was ich verlange, ist nur das Recht, der Welt gegenüber als Ihr Gatte für Sie einzutreten. Warum ich dies Recht ersehne? Vielleicht ist es nur eine Einbildung, daß Sie meiner bedürfen, daß ich Ihnen zu nutzen — mehr als das — daß ich Ihnen etwas zu sein vermöchte. Ich bin jedoch nicht zu stolz, in der Kameradschaft, die ich erbitte, mehr zu empfangen, als zu geben. Für mich wäre sie mehr, als ich in Worte fassen kann; mein Leben bekäme einen Inhalt, mein Haus Licht und Wärme. Daß es so werden möchte, ist längst mein Verlangen, und Ihre Sehnsucht nach dem Landleben, Ihr Behagen an meiner Wirksamkeit gibt mir heute den Mut, es auszusprechen.

„Aber nicht an mich sollen Sie denken, wenn Sie meinen Wunsch in Erwägung ziehen. Nur Ihr Wohl, Ihr Empfinden, Ihre Zukunft dürfen Sie ins Auge fassen. Auch Ihre Jugend bedenken Sie, Alessa, und daß ich siebenundvierzig Jahre zähle, mithin am Niedergange des Lebens stehe.

Wären Sie nicht, was Sie sind, könnte ich glauben, daß Sie noch einmal zu lieben vermöchten, so wäre es Frevel, Sie an mich fesseln zu wollen. Aber ich bin, wie Sie selbst, überzeugt, daß das unmöglich ist. Sind jedoch meine Voraussetzungen falsch, müssen Sie aus irgend welchem Grunde nein sagen, so bleibt es zwischen uns, wie bisher, und Sie gestatten mir, Ihnen auf dem Wege dienstbar zu sein, den Sie für den angemessenen halten.

„Ich schreibe im ersten Tagesschein, fahre mit dem Frühzuge in die Stadt und komme einige Stunden, nachdem diese Blätter in Ihren Händen sind, mir Antwort zu holen. Erfassen Sie dann die Hand, die ich Ihnen reiche, so ist es ein Ja, für das ich Ihnen danken werde, solange ich lebe. Sagt mir Ihre Haltung aber, daß ich vergeblich gehofft habe, so sprechen wir nicht mehr darüber, und ich bitte Sie, zu vergessen, daß ich jemals mehr begehrt habe, als ich jetzt besitze."

Zwölftes Kapitel.

Es war beinahe ein Gefühl des Schreckens, mit dem Alessa die Blätter aus der Hand legte; denn während des Lesens hatte sich ihr die Gewißheit aufgedrängt, daß ihre Empfindung für Albrecht Liebe war — eine Liebe, die ihr im vollen Sinne des Wortes neues Leben gegeben hatte. Er aber begehrte nur ihre Freundschaft, hielt sie eines wärmeren Gefühles nicht mehr fähig. Glaubte er vielleicht, daß sie noch immer in ihrer unseligen Verirrung befangen sei? Oder hielt er es für geboten, daß sie ihr lebenlang in Herzenseinsamkeit dafür büßte? Treu, wie er war, würde er ihre schnelle Gefühlswandlung nicht verstehen, nicht verzeihen können. . . . Und selbst wenn er in seiner Milde sich damit auszusöhnen vermöchte — da er es war, den sie liebte, durfte er nie auch nur eine Ahnung davon haben. Was nur an Kraft und Stolz in ihr war, mußte sie aufbieten, ihr Herz vor ihm zu verhüllen.

Ob sie dazu im stande sein würde? Einen Moment entsank ihr der Mut — hatte sie doch von jeher die Empfindung gehabt, als sähen seine Augen bis ins Innerste ihrer

Seele — aber nur einen Moment, dann sagte sie sich selbst, daß sie es wagen wolle. Wie hätte sie es über sich gewinnen sollen, die geliebte Hand zurückzuweisen, wie sich das Glück versagen können, in Albrechts Nähe zu leben, seine Interessen zu teilen, sich in seine Aufgaben einzuarbeiten, seinem Hause — wie er zartsinnig sagte — Licht und Wärme zu geben! Mehr zu beanspruchen, hatte sie nicht das Recht — und vielleicht, wenn sie sich redlich mühte, gelang es ihr in nicht zu langer Zeit, thörichte Wünsche zu überwinden, sich mit dem zu bescheiden, was ihr das Leben gab, und wenn nicht glücklich, so doch zufrieden zu sein. Bis sie das war, mußte sie es scheinen: sie hatte ja Uebung darin, zu verbergen, was sie bewegte!

Dennoch vermochte sie kaum die Fassung zu bewahren, als Albrecht kam. Sie war in ihrem Zimmer, als sie sein ungestümes Klingeln hörte, und stand, als er eintrat, an den Flügel gelehnt, so blaß und zitternd da, daß er, ein Nein erwartend, zögernd heran kam. Aber nun blickte sie auf; ihre Augen leuchteten durch Thränen und ihre ausgestreckte Hand suchte die seine.

„Alessa!“ schrie er auf mit einem Jubeltone, der alle ihre Vorsätze zu vernichten drohte; doch im nächsten Augenblick hatte er sich bezwungen. „Du sollst es nicht bereuen, geliebtes Kind!“ fügte er hinzu, indem er sie an sich zog und einen wahrhaft väterlichen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Das war ihre Verlobung, und dann saßen sie beisammen und besprachen mit erzwungener Ruhe die äußere Gestaltung ihres künftigen Zusammenlebens, und als zu Tische gerufen wurde, nahm er ihren Arm und führte seine Braut Bruder und Schwägerin zu. Beide waren sichtlich bestürzt, machten auch kaum den Versuch, es zu verbergen, und sobald die Geheimerätin mit Alessa, der Geheimerat mit dem Bruder allein blieben, sprachen sie ihre Mißbilligung unumwunden aus.

Alessa dürfe nicht heiraten, erklärte der Geheimerat. So liebenswürdig sie sein möge — auch gegen ihren Charakter wolle er nichts einwenden — aber ihre unverständige Lebensführung habe sie unmöglich gemacht. Und nun wollte ihr ein Moorbrandt seinen Namen geben — seinen Namen einer Frau, der man nachzusagen wagte, daß sie die Geliebte des Fürsten Kurägin gewesen sei.

Albrecht fuhr auf. „So lange ich an ihrer Seite stehe, wird das niemand wagen!“ rief er heftig.

Der Geheimerat zuckte die Achseln. „Ob sie es sagen oder denken!“ antwortete er. „Wenn du heiraten willst — etwas spät, lieber Bruder — aber wenn du es wirklich willst, die besten Häuser stehen dir offen; unter den wohlerzogensten jungen Mädchen könntest du deine Wahl treffen!“

„Laß es gut sein, Fritz!“ unterbrach ihn Albrecht. „Ueber dies Thema kommen wir nicht zur Verständigung, und anstatt meine Wahl zu bemängeln, freue dich lieber, daß mir noch dies späte Glück beschieden ist.“

„Glück?!“ wiederholte der Geheimerat in gedehntem Tone. „Der Himmel weiß, wie lange und innig ich dir eine gute Ehe gewünscht habe! Aber so — ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß diese Heirat eine — verzeihe den Ausdruck — eine Art von Donquixotterie ist.“

Albrecht wurde rot, und seine Augen blitzten zornig auf; aber er bezwang sich. „Deiner brüderlichen Sorge will ich den Ausdruck zu gut halten,“ sagte er. „Aber bitte, quäle dich nicht unnötig! Das Verlangen, Alessa Schutz zu bieten — darauf gebe ich dir mein Wort — steht erst in zweiter Reihe. Ich liebe sie!“

Dabei lag es wie Jugendglanz und Jugendglück auf den sonst so ernsten Zügen des gereiften Mannes. Halb gerührt, halb besorgt, faßte der Geheimerat die Hand, die ihm der Bruder reichte; wie schon oft, war er auch jetzt nicht im stande, ihn zu begreifen.

Andrer Art, aber ebenso eindringlich waren die Vorstellungen der Geheimerätin. Es wäre etwas spät, jetzt noch Einwendungen zu machen, sagte sie; dennoch halte sie es für ihre Pflicht, ihre Bedenken nicht zu verschweigen; besser eine Verlobung lösen, als eine unglückliche Ehe führen. Sie könne begreifen, daß Alessa den Schutz und Halt ersehne, den ihr nur eine zweite Heirat zu geben vermöge; aber ihre Wahl hätte eine andre sein müssen. Albrecht wäre zu alt — nicht allein im Vergleich zu Alessa, sondern überhaupt, um sich — schroff und herb, wie er nun einmal sei — in die Rücksichten einzuleben, ohne die eine glückliche Ehe undenkbar sei. Was ihn zu der Werbung um Alessa vermocht hätte, wäre ihr unbegreiflich, fügte die Geheimerätin hinzu; Alessa aber hätte sich jedenfalls übereilt. Mit ihrer Jugend, ihrem Aeußeren, ihrem Vermögen hätte sie, nachdem einige Zeit über ihre traurigen Erlebnisse dahingegangen, eine bessre, das heißt, für sie passendere Partie finden können. Wie schrecklich, wenn

ihr Herz seine Rechte geltend machte, während sie an den so viel älteren Mann gefesselt war!

Was hätte Alessa darum gegeben, stolz und froh ihre Liebe bekennen zu dürfen! Aber sie wagte es nicht. „Mein Herz," sagte sie mit traurigem Lächeln, „mein Herz ist tot auf immer."

Albrecht war mit Alessa überein gekommen, ihre Verlobung, der die Heirat so bald als möglich folgen sollte, nicht erst bekannt zu machen, und nach einigem Sträuben mußte auch der Geheimerat die Zweckmäßigkeit dieses Beschlusses anerkennen. Nur die Familienglieder wurden unterrichtet, und Tante Cölestine ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihr Licht in vollem Glanze zu zeigen. Sie habe das längst vorhergesehen; Alessa habe ebenso schlau wie beharrlich mit Albrecht kokettiert — und ein alternder Mann sei ja immer zu bethören! Die Tannbergs und Ostheimbs würden glücklicherweise nicht weiter davon berührt; aber Luise und Fritz seien zu bedauern, den eignen Namen in den Besitz einer solchen Abenteurerin kommen zu sehen!

Trotz alledem geriet Frau von Tannberg in heftige Aufregung, als sie erfuhr, daß Alessas Heirat ohne Sang und Klang stattfinden würde; denn sobald sie die Verlobung erfahren, hatte ihr das gute, alte Sprichwort: „Es wird keine Hochzeit gemacht, eine andre wird erdacht," die tröstlichsten Aussichten eröffnet. Immer hatte sie sich's ausgemalt, wie Udo Ostheimb, der sich seit der unglücklichen Duellgeschichte kaum noch sehen ließ, hier einmal wieder zu längerem Zusammensein mit Erika gezwungen, aufs neue von ihrem Liebreiz gefesselt würde. Die „entzückendsten Toiletten" für Erika und die Kleinen hatte sie sich ausgedacht, und nun sollte das alles ein Traum bleiben! Aber sie gehörte nicht zu den Müttern, welche die Hände in den Schoß legen und den Himmel sorgen lassen. Kaum war der Oberst mit der Hiobspost nach Hause gekommen, so machte sie sich auf den Weg, Schwester Luise ins Gebet zu nehmen. Zu einer fröhlichen Hochzeitsfeier wäre freilich, wie die Dinge nun einmal lägen, keine Veranlassung, sagte sie. Etwas derartiges zu veranstalten, würde sogar unpassend sein. Dagegen erscheine ihr ein Déjeuner oder ein Diner en famille durchaus geboten. Alessas Heirat würde dann gleichsam unter den Schutz der Verwandten gestellt, während es ohne diese offizielle Kundgebung der Angehörigen aussehen könnte, als hätten sie sich von ihr losgesagt.

Cölestine sprach mit solcher Beredsamkeit, daß sie die Schwester überzeugte; Albrecht dagegen blieb unerschütterlich dabei, gleich nach der Trauung im Hause seines Bruders nach Kaltdorf zu fahren, und Alessa war „rücksichtslos“ genug, ihm zuzustimmen. So mußte denn die Versöhnung zwischen Udo und Erika der unbestimmten Zukunft überlassen werden, und die „entzückenden Toiletten“ blieben Phantasiegebilde.

Ueberhaupt war es, wie Frau von Tannberg dem großen Kreise ihrer Intimen erklärte, geradezu verhängnisvoll, daß dieser Mann und diese Frau sich heirateten, von denen keins recht wisse, was sich schicke. So zum Beispiel hätte Alessa abgelehnt, eine Hochzeitsreise zu machen, obwohl sie nichts von der Welt gesehen, als das häßliche Stück Land zwischen Petersburg und Berlin — während es Albrecht nicht eingefallen sei seiner Braut den üblichen Hochzeitsschmuck zu schenken.

Es war, wie Frau von Tannberg sagte: Alessa hatte die Hochzeitsreise abgelehnt und trat ohne jeden Schmuck an den Altar. Nach der Trauung, bei der nur Moorbrandts und Oberst Tannberg anwesend waren — Tante Cölestine wurde durch Migräne verhindert, zu erscheinen — fuhren die Neuvermählten nach Kaltdorf.

Albrecht war, um dem Lärm und Wirrwarr am Bahnhofe zu entgehen, mit seinem Wagen nach Berlin gekommen. Ein warmer Blick Alessas dankte ihm dafür; dann saß sie still an seiner Seite und sah mit umflortem Blick und zuckendem Herzen, der winterlichen Fahrt nach ihrer Trauung mit Kurägin gedenkend, in den Frühling hinaus, der sie hier umgab. Als sie in Kaltdorf anlangten, drängten sich aus allen Thüren Männer und Weiber, sie freundlich zu begrüßen. Im Gutshofe, an dessen Eingang eine bunt bewimpelte Ehrenpforte prangte, standen die Schulkinder und sangen unter Leitung des Küsters: „Nun danket alle Gott“, während Knechte, Mägde, Frau Wendelin und der Verwalter am Fuße der Freitreppe grüßten und knicksten. Alessa thaten die hellen Augen, die fröhlichen Gesichter wohl, und als Albrecht leise sagte: „Sie ahnen, welch gütige Herrin ich ihnen bringe,“ wallte ein langentbehrtes Gefühl der Freude in ihr auf. Mit gefalteten Händen blieb sie stehen, bis der letzte Ton des Kirchenliedes verklungen war; dann stieg sie, groß und klein ihren Dank zunickend, an Albrechts Arm die Treppe hinauf.

Wieder atmete sie auf, wie von einer Last befreit, als

sie die lichten, luftigen Räume betrat, in denen sie fortan leben sollte. Frau Wendelin hatte sich's nicht nehmen lassen, Treppe und Thüren zu umkränzen; wo nur ein Platz zum Aufstellen war, dufteten große Sträuße von Flieder, Goldlack und Maiblumen, und die Veranda, deren Ranken erst Knospen trugen, war mit jungen Birken verziert.

Auch Albrecht hatte gesorgt, Alessas neues Daheim behaglich auszustatten. Im Gartensaale stand ihr Flügel; die schönen Kupferstiche, die ihr Berliner Stübchen geschmückt, fand sie hier wieder, und ein großes Repositorium enthielt ihre Lieblingsbücher. Immer heller wurden ihre Augen und ihr Lächeln; eine große Rührung, den geliebten, vielverkannten Mann bis in alle Kleinigkeiten zartsinnig zu finden, bewegte ihr Herz.

Er fühlte ihr nach, daß sie zufrieden war, und auch ihm wurde froher zu Mute als bisher. „Dies ist nun dein Reich," sagte er, als sie die Schwelle des letzten Zimmers erreichten, sein bisheriges Arbeitskabinett, das jetzt für Alessa eingerichtet war. „Ich habe mich auf der andern Seite des Flurs einquartiert. Und nun sei tausendmal willkommen, und laß uns gute Nachbarschaft, gute Kameradschaft halten."

Dreizehntes Kapitel.

Eine Kameradschaft im besten Sinne des Wortes war es, wozu sich das Zusammenleben der beiden gestaltete. Während Albrecht seinen Obliegenheiten als Gutsherr nachkam, arbeitete sich Alessa unter Frau Wendelins Anleitung in die Aufgaben des Haushaltes ein und nahm es so ernst damit, bewies so viel Talent dafür, daß die alte Wirtschafterin, die ihr Lehramt voll Mißtrauen angetreten hatte, in freudige Bewunderung geriet und schon nach wenigen Wochen erklärte: nun könne sie ruhig sterben, der alte Ruf der Kaltdorfer Milchwirtschaft laufe keine Gefahr mehr.

Auch der Verwalter spendete der „jungen Gnädigen" alles Lob, da sie für seine Thätigkeit ebensoviel Interesse wie Verständnis zeigte. Ueberhaupt schien, wie Albrecht zu seiner Freude sah, das Landleben Alessas Element zu sein.

Täglich fuhr oder ritt sie mit ihm aufs Feld — er hatte ihr ein schönes, frommes Pferd geschenkt, das sie schnell behandeln lernte — und bald kannte sie die Feldmarken so genau, wie er selbst. Während es ihr trotz des besten Willens nicht gelungen war, den Berliner Verwandten gegenüber den rechten Ton zu finden, hatte sie die Gabe, mit Hofgesinde und Dorfbewohnern in einer Weise zu verkehren, die ihr vom ersten Augenblick an deren Vertrauen und Zuneigung gewann. Albrecht war diese Gabe ebenfalls eigen; trotz seiner häufigen, langen Abwesenheit hatten ihm alt und jung, reich und arm ein Gefühl der Zugehörigkeit bewahrt, das sich nun mit auf Alessa übertrug. Sie alle empfanden, daß die „junge Gnädige“ warmherzig und hilfbereit, gerecht und energisch war, wie der gnädige Herr; und da sie überdies milder war als er, gewöhnten sie sich bald, mit ihren Nöten, Zweifeln und Streitigkeiten zu ihr zu kommen.

Diese vielseitige Thätigkeit, die beider Kräfte in Anspruch nahm, ihre Tage ausfüllte und zum Grübeln und Träumen nicht Zeit ließ, half ihnen, vorläufig wenigstens, die Schwierigkeiten ihrer Lage zu überwinden. Dazu war beiden das Glück eines innigen, seelischen Verkehrs so neu; sie hatten so viel ineinander zu entdecken; es that so wohl, das Anklingen verwandter Töne zu belauschen, daß sie sich nach jeder durch ihre Beschäftigungen bedingten Trennung mit neuer Freude wiedersahen und die eigne Lebenskraft und Empfänglichkeit durch die des andern gleichsam gesteigert fühlten. Nie hatte Alessa das Leben der Natur so klar und schön gesehen, wie an Albrechts Seite; nie hatte ihm die Musik so viel gesagt, als wenn er sie spielen hörte, und beiden gaben die vertrautesten Dichterwerke neue Offenbarungen, wenn sie dieselben zusammen lasen.

Seltsam, daß ihnen bei alledem das tiefe, leidenschaftliche Gefühl verborgen bleiben konnte, das ihre Herzen erfüllte und beherrschte; aber es war so. Albrecht war fest überzeugt, daß Alessa noch im Banne der Vergangenheit läge; Alessa ebenso fest, daß Albrecht nie mehr zu lieben vermöge. Das sagte sie sich immer aufs neue, wenn in ihrem jungen, glücksdurstigen Herzen neben der Sehnsucht nach Liebe ein leises Hoffen aufzudämmern begann.

Dennoch wären sie vielleicht noch zur Erkenntnis ihres Irrtums gekommen, hätten sie nicht ängstlich vermieden, sich über Kurägin auszusprechen. Albrecht schwieg, um Alessa zu

schonen, Alessa aus einem gewissen Schamgefühl; beide fühlten, daß dies Schweigen ein absichtliches war, und es fiel um so schwerer ins Gewicht, je rückhaltloser sie sich sonst ihr bisheriges Leben, bis in die ersten dunkeln Kindheitserinnerungen, zu schildern suchten.

So in sich selbst gekehrt und voneinander in Anspruch genommen, hatten beide ihre geselligen Pflichten völlig außer acht gelassen. Um so mehr beschäftigte man sich mit ihnen. Die Frage, ob und in welcher Weise Frau von Moorbrandt in der Gesellschaft auftreten würde, ging von Mund zu Mund. Albrechts späte Heirat wäre schon an und für sich ein ausgiebiger Unterhaltungsstoff gewesen; nun kam noch diese seltsame Wahl dazu.

Die widersinnigsten Gerüchte über seine Frau waren von Berlin aus zu den Gutsnachbarn gedrungen — Gerüchte, welche einen Verkehr mit der jungen Frau von Moorbrandt kaum möglich erscheinen ließen. Aber neugierig, sie zu sehen, war man doch; einer und der andre der Gutsnachbarn fand Veranlassung, sich in Geschäften nach Kaltdorf zu begeben, und empfing, je nach der eignen Individualität, einen mehr oder weniger günstigen Eindruck von Alessa. Die hierüber erstatteten Berichte erhöhten noch die allgemeine Spannung, und bei den Damen wurde die Neugier endlich so groß, daß sie, für den Moment wenigstens, alle Bedenklichkeiten überwand. Die Besucher Kaltdorfs erhielten von Müttern und Frauen, Schwestern und Bräuten Befehl, Albrecht Moorbrandt auf seine Pflichten gegen „gute Freunde und treue Nachbarn“ aufmerksam zu machen.

Eine Weile ließ Albrecht diese Mahnungen unbeachtet, aber eines Tages machten ihn ein paar ungeschickte Scherzworte stutzig. Oder war es mehr als Scherz? Hielt man es im Ernst für möglich, daß er sich scheue, Alessa den Bekannten zuzuführen? Für sich selbst pflegte er dergleichen „Albernheiten“ mit einem ingrimmigen Lachen abzufertigen; da sich's hier jedoch um Alessa handelte, mußte er dagegen einschreiten. Sie sollten sehen, wie hoch er Alessa hielt, sollten sich selbst überzeugen, wie sie alle hinter ihr zurückstanden. Denselben Abend noch sagte er ihr, daß er es für geboten halte, die lange verschobenen Besuche in der Nachbarschaft zu machen, und am folgenden Tage traten sie die Runde an.

Es war eine peinliche Aufgabe für Alessa. Trotz der

Verbindlichkeit, mit der sie als Albrechts Gattin aufgenommen wurde, lag etwas Abweisendes, beinahe Feindseliges in der Haltung aller dieser Frauen. Ohne daß sie sich direkt der Unhöflichkeit schuldig machten, wußten sie durch Ton und Benehmen darzuthun, daß eine weite Kluft sie von Alessa trenne. Wenn sie noch demütig aufgetreten wäre, gezeigt hätte, daß sie sich der Schwierigkeiten ihrer Lage bewußt und des Schutzes bedürftig sei, so hätte man sich vielleicht bewogen gefühlt, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Doch wie konnte von Nachsicht die Rede sein dieser Frau gegenüber, die — wie ihr von verblendeten Männern nachgerühmt wurde — eine so vornehme Sicherheit zur Schau trug!

Aber was nun weiter? Sollte man in gewohnter Weise Gegenbesuch machen und das junge Ehepaar einladen? Unmöglich! Damit hätte diese Frau in dem Kreise Fuß gefaßt, dem sie mit ihrer Vergangenheit nun und nimmer angehören durfte. Die übliche Form unterlassen? Ebenso unmöglich, da die Neuvermählte den Namen Moorbrandt trug und überdies eine Anzahl einflußreicher Männer für sich hatte. Der einzige Ausweg war, Besuch und Einladung so lange aufzuschieben, daß die Absicht deutlich genug zu Tage trat, um Moorbrandts zum Ablehnen zu bestimmen. Wie ein Losungswort ging es von Gut zu Gut: Kaltdorf war vorläufig in Bann und Acht gethan.

Alessa war froh, als sie, nachdem die gesellige Aufgabe vollbracht war, die schönen Sommernachmittage wieder allein mit Albrecht verleben konnte. „Man will nichts mit uns zu thun haben," sagte sie mit zufriedenem Lächeln, wenn Albrecht von Tag zu Tage ungeduldiger fragte, warum sich keiner der Bekannten sehen lasse. Während er bisher alle Gesellschaftsformen verhöhnt hatte, war er jetzt verletzt und erbittert, daß sie Alessa gegenüber vernachlässigt wurden, und immer wieder kehrten seine Gedanken zu der Frage zurück, warum es geschähe.

War es möglich, daß man Alessa einer Vergangenheit wegen zur Rechenschaft zog, die niemand kannte, sie für Gerüchte büßen ließ, die Bosheit und Aberwitz verbreitet hatten? War der Name, den sie jetzt trug, nicht ausreichend, sie zu schützen und ihr die unantastbare Stellung zu geben, an die, Albrechts Empfindung nach, keine Frau der Welt mehr Anspruch hatte, als sie? Die Königin ihres Kreises

hätte sie sein müssen, und man wagte es, sich von ihr zurückzuziehen!

Am liebsten hätte Albrecht jeden, der nur irgend zu fassen war, zur Verantwortung gezogen. Aber die frühere Zuversichtlichkeit war ihm verloren gegangen. Hatte er doch, wie ihm sein Bruder nicht mit Unrecht vorwarf, Alessa schon einmal durch seine Unvorsichtigkeit geschadet; das durfte nicht zum zweitenmal geschehen. Immer wieder zwang er sich selbst zur Ruhe, wenn ihn das Warten und Stillhalten bis zur Unerträglichkeit peinigte. Seine Mißstimmung zu verbergen, gelang ihm jedoch nicht, und da er Alessa den Grund derselben verschweigen mußte, war das Behagen ihres Beisammenseins häufig getrübt.

Eines Nachmittags, als sie auf der Veranda am Kaffeetische saßen und Alessa, so oft sie von der Handarbeit aufblickte, Albrecht mit düsteren Augen unverwandt in dieselbe Zeitungsspalte starren sah, hörte sie, daß ein Wagen vorfuhr. Heute wünschte auch sie, daß es Besuch sein möchte, und erschrak, daß sie solchen Wunsch hegen konnte. Aber nun hörte sie eine Stimme im Flur, bei deren Klang ihr Herz hoch aufschlug.

„Es ist nicht möglich!“ sagte sie zu sich selbst, während die Thür des Gartensaales aufgerissen wurde. Eine kleine, rundliche Frauengestalt in fremdartiger Kleidung, um den Kopf ein buntes Tuch, stürzte herein, eilte mit dem Aufschrei: „Panja, Mütterchen!“ auf Alessa zu, küßte ihre Schulter, ihre Hände, glitt zu Boden, ihre Kniee zu umfassen, und sprang, als Alessa das nicht dulden wollte, wieder auf, um ihr aber- und abermals die Schulter zu küssen. Dabei weinte und lachte sie, und dankte unsrer lieben Frau von Tschernikoff, daß sie sie endlich, endlich zu ihrer Panja, ihrem Täubchen, ihrem Mütterchen geführt habe.

„Es ist meine gute, alte Tatjana, lieber Albrecht,“ sagte Alessa, durch Thränen lächelnd, indem sie die kleine Frau auf den nächsten Stuhl drückte und ihr das verschobene Kopftuch zurecht schob, unter dem die starren grauen Haare hervorquollen.

„Und das ist der Pan?“ fragte die Alte und sah Albrecht mit den kleinen, schwarzen Augen durchdringend an. „Ein Mann wie ein Falke,“ fügte sie nach einer Pause mit sichtlicher Befriedigung hinzu und sagte dann, indem sie aufstand und sich vor Albrecht verbeugte, in gebrochenem Deutsch —

bisher hatte sie ein wunderliches, mit kleinrussischen Worten vermengtes Russisch gesprochen: „Der Pan ist gut, das habe ich in der großen Stadt gehört ... und die Panja hat's gut bei ihm. ... Und ich bitte sehr, sehr, daß er mich bei ihr läßt."

„Gewiß!" fiel Alessa ein. „Haben sie dir bei Tante Moorbrandt nicht erzählt — denn bei ihr bist du doch in der großen Stadt gewesen — daß der Pan in Petersburg nach dir gesucht und sogar in deine Heimat geschrieben hat, um dich zu finden?"

Tatjana schüttelte den Kopf. „Das ist freilich vergebens gewesen, Väterchen," gab sie zur Antwort. „Urteilen Sie selbst: in meiner Heimat bin ich gar nicht gewesen. Erst war ich in Petersburg krank, bei meiner Base, Panja, Sie wissen ja — und als die mit ihrem Manne nach Charkow ging, bin ich mit einer Kaufmannsfamilie, die eine Wärterin für die Kinder mitnehmen wollte, ins Ausland gereist; da wollt' ich die Panja suchen. Wie groß das Ausland ist, habe ich freilich nicht gewußt. Wir sind in vielen Städten gewesen, aber immer war es nicht Berlin. Endlich habe ich mich allein auf die Eisenbahn gesetzt, bin gefahren und gefahren. ... Und da war Berlin. ... Und da erfahre ich, wo die Panja zu finden wäre. ... Und da ist es."

Mit diesen Worten langte sie in die Tasche und zog ein großes Couvert hervor, das sie Alessa gab. „Sehen Sie zu, was es ist! Es soll Ihnen gehören," fügte sie hinzu, als Alessa das Couvert, das keine Aufschrift trug, unschlüssig in der Hand hielt. „Der alte Timofeï hat es mir für Sie gegeben."

„Timofeï!" wiederholte Alessa, indem sie das Couvert öffnete und ein großes Papier entfaltete. Die Farbe wechselnd, überflog sie den Inhalt; dann reichte sie es Albrecht. „Mein Heiratskontrakt!" flüsterte sie kaum hörbar.

Mit einem Ausruf des Erstaunens nahm er das Blatt und las. Es war in französischer Sprache, der Unterschrift nach von Kurägins eigner Hand, geschrieben und gab ihm, selbst für den Fall einer Trennung, volle Verfügung über alles, was Alessa besaß und jemals besitzen würde.

„Wie sind Sie zu dem Papier gekommen?" fragte Albrecht die Alte.

„Um Gottes willen, Väterchen, Sie glauben doch nicht, daß ich es gestohlen habe?" rief sie, von seiner finsteren

Miene erschreckt. „Der alte Timofeï. . . . Aber ich muß von Anfang an erzählen, wie es gekommen ist. Die Panja war also sehr krank; der Pan, ihr Vater, war gestorben; der Fürst war nicht, wie er sollte; kurz, es war alles so traurig, wie es wohl in Gottes Ratschlusse bestimmt sein mochte. Da kommt eines Tages der alte Timofeï und weint und weint. Der Fürst Fedor Iwanitsch hatte ihn geschlagen, den alten Mann, mit der Reitpeitsche geschlagen — so ein böser, grausamer Herr! Und mit der Panja, sagte der alte Timofeï, hätte es der Fürst auch nicht gut im Sinne; das wäre deutlich in den bösen Augen zu sehen gewesen, während die Panja damals in der Kirche das Papier unterschrieben habe, und darum hätte er, der alte Timofeï, die erste Gelegenheit benutzt, es dem Herrn wegzunehmen, um es der Panja zu bringen, denn sie wäre gut, wie ein Lamm unsres Herrgotts."

„Und warum haben Sie das Papier nicht abgegeben?" fragte Albrecht. „Sie hätten Ihrer Herrin viel Herzeleid damit erspart."

Sie schüttelte den Kopf. „Meine Vergeßlichkeit, Väterchen, meine dumme Vergeßlichkeit!" gab sie traurig zur Antwort. „Die Panja war krank, verstand mich nicht, kannte mich nicht. . . . Ich habe auch in meiner Herzensangst nicht viel auf das Gerede des Alten gegeben, habe das Papier in meinen Kasten unter meine Wäsche gelegt und nicht wieder daran gedacht, als bis die Panja abgereist war. Wie ich es dann aber in die Hände bekomme, ist mir jedes Wort, das der alte Timofeï von der Schlechtigkeit seines Herrn gesagt hat, und von dem Unheil, das er mit dem Papier anrichten könnte, wieder eingefallen. Und da habe ich mir vorgenommen, meinem Täubchen nachzureisen, wenn es sein müßte, bis ans Ende der Welt. . . ."

„Dafür bleiben wir Ihnen lebenslänglich verpflichtet, gute Frau," fiel Albrecht der Redseligen ins Wort; „denn hier, Alessa," fügte er mit aufleuchtenden Augen hinzu, indem er die Hand mit dem Schriftstücke erhob, „hier haben wir das Beweismittel, das jeden beschämt, der an dir zu zweifeln gewagt hat."

Mit feuchten Augen sah Alessa zu ihm auf. „Was liegt daran?" sagte sie, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte. „Du hast ohne Beweis an mich geglaubt — das ist mein Glück und mein Stolz."

Vierzehntes Kapitel.

Es war ihr Ernst damit; ihrem Gefühle nach hätte sie das Vergangene am liebsten begraben und vergessen sein lassen. Aber nach einiger Ueberlegung mußte sie Albrecht zustimmen: sich selbst und den Ihrigen war sie es schuldig, den Verdacht, der auf ihr lastete, zu widerlegen. Energisch ging Albrecht ans Werk; der Geheimerat stand ihm treulich zur Seite, und noch einmal wurden Alessas Erlebnisse zum Tagesgespräch. Jetzt aber erklärte sich die öffentliche Meinung entschieden zu ihren gunsten. Man hatte ihr unrecht gethan, das heißt, jenes unfaßbare Etwas, das sich unter dem Namen „alle Welt" verbirgt, und dem anzugehören jeder einzelne im gegebenen Falle leugnet. Niemand begriff, wie es möglich gewesen war, dieser Frau zu mißtrauen — brauchte man doch nur die edlen Züge, die klare Stirn, das stolze Auge zu sehen, um zu wissen, daß sie ebensowenig eines Fehltrittes, wie einer Lüge fähig war.

Erleichtert wurde diese Erkenntnis durch die Mitteilungen des russischen Gesandtschaftsattachés, Herrn von Bogatieff. Er bestätigte, daß sich Dokumente gefunden, welche die rechtsgültige Heirat des Fürsten Fedor Kurägin mit Alessa Harthaus außer Zweifel stellten. Fürst Peter, der ältere Bruder des Ermordeten, hatte, nachdem er von den Papieren Einsicht genommen, in der verbindlichsten Weise an die jetzige Frau von Moorbrandt geschrieben, sie wegen des Unrechts, das der Tote an ihr begangen, um Verzeihung gebeten und sie als Schwägerin anerkannt. Irgend welche Verpflichtung hatte er damit freilich nicht übernommen, da von einer Erbschaft nicht die Rede war und Frau von Moorbrandt schwerlich nach Petersburg ging, ihren Platz in der dortigen Gesellschaft einzunehmen. Aber rehabilitiert wurde Alessa in der glänzendsten Weise; denn Fürst Peter hatte seinen Vetter Bogatieff geradezu beauftragt, die falschen Gerüchte, die durch seines Bruders Schuld in Umlauf gekommen waren, nach Kräften zu widerlegen.

Gleichzeitig drang noch eine andre Nachricht, die allgemeines Interesse erregte, aus den höheren, der russischen Gesandtschaft nahe stehenden Kreisen in alle Schichten der Bevölkerung. Kurägins Mörder war gefunden; die Aussagen

einer Comtesse Natalie Maranoff, Cousine des Ermordeten, hatten auf seine Spur geführt, und nun zeigte sich's, daß das Gerücht von irgend welchen Beziehungen zwischen ihm und der jetzigen Frau von Moorbrandt-Kaltdorf völlig aus der Luft gegriffen war. Aber auch ein politischer Mord, wie man hie und da behauptete, war es nicht; der Verbrecher hatte vielmehr mit jener Comtesse Maranoff, die ihn verraten, in intimen Beziehungen gestanden; Briefe, die des Mörders Schwester ausgeliefert, gaben den Beweis dafür. Er war auf Kurägin eifersüchtig geworden, hatte den Nebenbuhler aus der Welt geschafft und befand sich nun auf dem Wege nach den sibirischen Bergwerken. Seine Schwester, die mit leidenschaftlicher Liebe an ihm hing, begleitete ihn; Comtesse Natalie Maranoff wollte, von Scham und Reue gepackt, ins Kloster gehen.

Diese Natalie Maranoff war Alessas Hauptanklägerin gewesen, und „alle Welt“ hatte ihr geglaubt! Um so eifriger suchte man das jetzt gut zu machen; Alessas Lob war auf aller Lippen; wer nur in den entferntesten Beziehungen zu ihren Verwandten stand, hielt es für geboten, ihr seinen Besuch zu machen, und wunderbar war es, welchen Reichtum von Erfindungskraft die Gutsnachbarn entfalteten, um ihr bisheriges Wegbleiben zu entschuldigen, wie sie durch eine Reihenfolge von Festlichkeiten das Versäumte nachzuholen suchten. Selbst Tante Cölestine erschien eines Tages, fiel Alessa um den Hals und versicherte unter Thränen, ihr Herz hätte sie immer gedrängt, für die geliebte Nichte Partei zu ergreifen — aber die Rücksicht auf ihre fünf Töchter! Eine gute Mutter dürfe kein eignes Leben haben!

Anfangs hatte Alessa diesen Umschwung der Dinge mit freundlicher Gelassenheit hingenommen; aber bald wurde ihr die Ueberfülle von Geselligkeit zur Last. Sie vermißte die stillen Stunden mit Albrecht und konnte sich des Gefühles nicht erwehren, daß er sich mehr und mehr des innigen Verkehrs mit ihr entwöhne. Selbst wenn sie hin und wider ungestört blieben, fand er den traulichen Ton von ehemals nicht und schien geflissentlich nur über Gleichgültiges, Fernliegendes zu sprechen, während Alessa immer deutlicher sah, daß er unruhig und bedrückt war.

Vergebens suchte sie den Grund seiner Mißstimmung zu finden. In seinen Verhältnissen war, seit Alessas Stellung sich geklärt hatte, nicht das mindeste, was ihm Sorgen oder

Verdruß bereiten konnte. Hatte sie selbst ihm vielleicht Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben? Glaubte er, daß er sich in ihr getäuscht, daß sie von dem bunten Treiben, in das sie wider Wunsch und Willen hineingeraten war, befriedigt sei? Sie ergriff die erste Gelegenheit, sich darüber auszusprechen; aber in gereiztem Tone fiel er ihr ins Wort und bat sie, sich und ihn nicht mit Hirngespinsten zu peinigen. Gleich darauf ritt er fort, ohne sie zur Begleitung aufzufordern, kam erst nach Stunden auf schaumbedecktem Pferde wieder, war einige Tage gezwungen heiter, sank dann aber in seine frühere Verdüsterung zurück.

Alessa suchte zwar zu verbergen, wie ihr dabei zu Mute war; aber er sah es doch, und das Bewußtsein, sie zu quälen, verdüsterte ihn noch mehr. Litt er doch überhaupt nur um sie und durch sie, in seiner täglich wachsenden Liebe und Eifersucht. Umsonst nahm er seine Willenskraft zusammen; die Leidenschaft behielt das Uebergewicht. Umsonst schalt er sich selbst knabenhaft, thöricht; umsonst überzeugte er sich, daß Alessa von den Huldigungen, die sie umdrängten, ungerührt blieb — er war eifersüchtig auf jeden Blick, der nicht ihm gehörte, auf jedes Wort, das sie zu andern sprach, auf Udo, der seit einiger Zeit häufig nach Kaltdorf kam, selbst auf die Plaudereien mit Tatjana, am meisten auf jeden Gedanken, jede Erinnerung, die — wie er meinte — vergangenes Glück und Leid in ihr lebendig erhielten. So wirr und wüst war ihm zu Sinn, daß zuweilen, wenn er die geliebten Augen wie in schmerzlicher Frage auf sich gerichtet sah, ein Gefühl der Erleichterung über ihn kam, daß sie wenigstens mit ihm leiden mußte.

So brach der September an, in dessen erste Woche Albrechts Geburtstag fiel. Den Morgen füllten die üblichen Gratulationen der Hausdienerschaft, der Hofleute und Dorfbewohner, Gesang der Schulkinder, Besuch des Pfarrers und Lehrers, die nach altem Brauche zum Mittag eingeladen wurden. Außerdem kamen, wie immer, wenn Albrecht den Geburtstag in Kaltdorf verlebte, Bruder und Schwägerin und brachten diesmal, auf Alessas Wunsch, Erika Tannberg mit.

Das junge Mädchen kam ungern; die Szene in Alessas Zimmer und die Eröffnungen, die sie ihr in Bezug auf Udo gemacht, lagen der Kleinen schwer auf der Seele. Aber Mama hatte darauf bestanden, daß Erika die überraschende

Einladung annähme, und hatte ihr ein Bouquet mitgegeben, das sie, einen Glückwunsch stammelnd, Onkel Albrecht überreichte. Ueberhaupt war sie nicht mehr so selbstbewußt, wie früher; eine leichte Trübung lag in den blauen Augen, und der rosige Mund hatte das Kinderlächeln verlernt. „Es war sehr gütig von dir, mich einzuladen," sagte sie, als sie neben Alessa die Freitreppe hinaufging. Alessa, die ihre Verlegenheit verstand, entgegnete scherzend: „Es ist liebenswürdig von dir, daß du zu uns alten Leuten gekommen bist! Hoffentlich wirst du dafür belohnt! Ich habe dir einen jungen, schönen Kavalier zur Gesellschaft geladen. Da kommt er eben."

Ein Reiter sprengte in den Hof — Udo Ostheimb. Wie mit Blut übergossen, trat Erika hastig in den Flur, während die übrigen oben an der Treppe stehen blieben, um den jungen Mann zu erwarten. Nur Alessa trat auf die Thürschwelle, faßte die Hand des jungen Mädchens und hielt sie fest.

„Hier ist noch jemand, lieber Udo," sagte sie, nachdem er die übrigen begrüßt hatte — und nicht mit der „schrecklichen Verbeugung", die er ihr in der letzten Zeit zu machen pflegte, sondern mit ausgestreckter Hand und mit dem alten, lieben Gesichte trat er auf Erika zu. Was konnte geschehen sein? In dem aufleuchtenden Blicke, den Alessa Udo zuwarf, hätte sie vielleicht Aufschluß gefunden; aber sie sah nichts, als ihn, hörte nur wie aus weiter Ferne, daß Alessa sagte, sie brauche noch einen Blumenstrauß für die Tafel; sie beide möchten gehen, ihn zu pflücken — und dann fand sie sich, sie wußte nicht wie, an Udos Seite im Blumengarten.

Sie blieben lange, und doch kamen sie ohne Strauß, als die Tischglocke sie endlich zurückrief. Arm in Arm traten sie in das Eßzimmer, wo die übrigen schon versammelt waren; dann riß sich Erika los und warf sich lachend und weinend in Alessas Arme. „O du, du!" — mehr konnte sie nicht sagen, und auch Udo brachte ziemlich verlegen heraus, daß sie sich eben verlobt hätten.

Der Geheimerat zog bedenklich die Brauen in die Höhe. „Kinder, Kinder, ihr müßt doch erst Erikas Eltern fragen," sagte er; aber diesmal widersprach ihm sogar seine Frau. Sie wußte, daß Schwester und Schwager völlig damit einverstanden waren.

Während das junge Paar von allen Seiten beglückwünscht wurde, trat Albrecht zu Alessa. „Ist das dein Werk?“ fragte er, zugleich erfreut und beschämt.

Sie nickte ihm heiter zu. „Ja, ich sah, wie sie sich quälten. . . . Da habe ich den thörichten Jungen zur Vernunft gebracht,“ gab sie zur Antwort.

Tante Luise, die es gehört hatte, hob drohend den Finger. „Kind, Kind, wie darfst du, mit deinem jungen Glück, uns alten Leuten ins Handwerk pfuschen!“ sagte sie lächelnd. „Erst wenn auf eignem Herde die Flammen erloschen sind, wärmt man sich an fremdem Feuer.“

Das war ein unglückliches Wort. Albrecht sah, daß Alessa die Farbe wechselte, und ihn selbst traf es wie ein Faustschlag. Sich wärmen an fremdem Feuer — dazu hatte er sie verurteilt. Er konnte nichts andres denken, während er ihr bei Tische gegenübersaß. So jung, so schön, so begehrenswert, so unsäglich reicher begabt, als das Kind, das da in Liebesseligkeit an der Seite des geliebten Mannes saß, während Alessa darbte und ihr lebenlang darben sollte, weil er ihre Jugend an sein Alter gefesselt hatte.

Achtundvierzig Jahre alt war er heute geworden! Und doch, trotz der Jahre und der Silberstreifen in seinem Haar, eine Glut in der Seele, die es mit allem Flackerfeuer der Jugend aufnahm! Daß er es ihr nicht sagen, sie, die vor der Welt sein eigen war, nicht an sich reißen durfte! Heißer als je verlangte er nach Liebe; unmöglicher als je erschien es ihm, ihr die Glut seines Herzens zu verbergen. Aber dann stellte er sich vor, wie sie vor seiner Leidenschaft erschrecken, ihn fürchten oder lächerlich finden würde, und wieder gelobte er, sich selbst zu bezwingen. Im Moment aber, das fühlte er bei jedem Blick auf das junge, glückliche Paar, dessen Augen und Hände ineinander ruhten, war er nicht dazu im stande. Sobald die Gäste fort waren — der Geheimerat hatte auf frühzeitiger Rückkehr nach Berlin bestanden, damit Tannbergs schleunigst von der Verlobung benachrichtigt würden — ließ er sein Pferd satteln und jagte stundenlang über Feld und Heide.

Als er zurückkam, war sein Entschluß gefaßt: er wollte, für eine Zeitlang wenigstens, dem quälenden Zusammensein mit Alessa ein Ende machen. Wenn er ruhiger geworden war, wollte er heimkehren. Gelang es ihm nicht, mit sich fertig zu werden, so . . . Aber es mußte gelingen! Sein

Wille war gut, und er hatte ja schon einmal erfahren, was Wille und Trennung vermögen.

Ohne Verzug ging er an die nötigen Vorbereitungen. Nachdem er seinem Bruder und seinem Advokaten geschrieben hatte, ließ er den Verwalter kommen, ihm für die Zeit seiner Abwesenheit Instruktionen zu geben; darauf packte er zusammen, was er auf die Reise mitnehmen wollte, und ging dann mit zuckendem Herzen zu Alessa, ihr seine Absicht mitzuteilen.

Sie saß im Gartensaale vor dem Flügel, wie sie es liebte, ohne Licht, während der Mondschein in zitternden Funken und Streifen durch das leichtbewegte Rankenwerk der Veranda fiel. Auch ihr helles Kleid, ihr blasses Gesicht waren von seinem magischen Schimmer übergossen; aus dem Garten stieg der gemischte Duft der Spätsommerblumen herauf; ein leises Getön, halb Windhauch, halb Blättergesäusel, füllte die Luft, und leise, traumhaft erklangen einzelne Accorde unter den Händen Alessas, die in sich versunken dasaß. In Albrecht wallte eine tiefe Bitterkeit auf, daß er sich losreißen sollte von all dem Schönen, Holden, Lieben, und der Ton, in dem er Alessas Namen rief, war so rauh, daß sie erschreckt emporfuhr und die Hände in den Schoß sinken ließ.

„Ich habe dir etwas mitzuteilen, womit du einverstanden sein wirst,“ sagte er, nach Atem ringend. „Ich gehe fort, auf unbestimmte Zeit. ...“

„Fort?!“ wiederholte Alessa. Er ließ sie nicht weiter sprechen.

„Du brauchst mich nicht,“ fiel er ein. „Deine Stellung nach außen ist gesichert, und im Hause bist du wohl behütet. Deine Tatjana, die Wendelin, der Verwalter sind zuverlässig und dir von Herzen ergeben. Der Verwalter hat Befehl, in allen Dingen deinen Anordnungen zu gehorchen, dich als unbeschränkte Herrin von Kaltdorf anzusehen. Das bleibst du auch, wenn mir etwas Menschliches zustoßen sollte. ... Aber fürchte nichts,“ fügte er mit erzwungenem Lächeln hinzu, „ich wünsche und hoffe, wiederzukommen.“

Fort — er wollte fort! Alessa hörte und fühlte nur das eine, das sie nicht ausdenken konnte und doch gleichsam jetzt schon als Wirklichkeit empfand, als lähmende Oede innen und außen, als herzbeklemmenden Schauder des Verlassenseins.

„Aber warum? ...“ begann sie kaum hörbar; dann versagte ihr die Stimme, und sie senkte den Kopf.

Albrecht war mit über der Brust gekreuzten Armen im Saale auf und ab gegangen; jetzt blieb er neben Alessa stehen und sah mit dem Gefühl auf sie nieder, daß es ihm unmöglich sei, sie zu lassen, während Vernunft und Gewissen dabei verharrten, daß er es müsse.

„Warum ich gehe, meinst du?“ fragte er in grollendem Tone. „Ich könnte dir die Erklärung geben, die ich Fritz geschrieben habe, dir antworten, daß mich unbezwingliche Wanderlust in die Ferne treibt. Aber so ist es nicht, Alessa, und ich will nicht, daß sich auch noch eine Unwahrheit trennend zwischen uns drängt. Verlieren wir uns doch ohnehin Tag für Tag weiter voneinander. ... Deine Schuld ist es nicht!“ rief er mit ausbrechender Leidenschaft, als sie den Kopf erhob und angstvoll fragend zu ihm aufblickte. „Du bist alles, was ich von dir erwartet und erbeten habe — aber ich, Alessa, ich!“ Und aufs neue hin und her gehend, fuhr er fort: „Nimm es als Buße hin, daß ich dir gestehe, ich habe mich in mir selbst getäuscht, habe meine Kraft überschätzt, mich für zuverlässiger gehalten, als ich bin. ... Armes, geliebtes Kind! Während du den väterlichen Freund in mir siehst, stehe ich mit sehnsüchtigem Herzen neben dir. Jede Berührung deiner Hand jagt mir das Blut durch die Adern, mit jedem Blicke reiße ich dich an mich, während du ...“

Ein Stöhnen entrang sich seiner schwer atmenden Brust, und den Kopf zurückwerfend, strich er mit beiden Händen das Haar von der Stirn; dann fügte er, ohne aufzusehen, mit gepreßtem Tone hinzu: „So gehe ich denn bis ich das Gleichgewicht wiedergefunden habe.“

Mit diesen Worten trat er auf die Veranda hinaus, und während Alessa, seinen Namen stammelnd, die Arme nach ihm ausstreckte, packte er die Brüstung mit beiden Händen, als ob er sich nur so aufrecht halten könnte.

Er sah nicht, daß Alessa aufstand, und daß sie herantrat, hörte er nicht; aber nun legte sie die Hand auf seinen Arm.

„Albrecht ... du wirst nicht gehen!“ flüsterte sie.

Er fuhr herum; einen Moment starrte er sie an, als ob er seinen Sinnen nicht traue.

„Verstehe ich dich recht?!“ stieß er rauh hervor.

Nur ihre Augen, die im Mondschein durch Thränen zu ihm aufglänzten, gaben Antwort; aber er verstand die stumme Sprache. Mit einem Jubelschrei schloß er sie in die Arme, und seine Lippen suchten und fanden den Mund der geliebten Frau.

Keine Illusionen.



Berlin, 1. Februar 1884.

Meine liebe Anna! Der Jubelbrief, mit dem Du auf meine gedruckte Verlobungsanzeige antwortest, hat mich erfreut und beschämt; ich wollte Dir gleich wieder schreiben, aber gesellige Pflichten, Aussteuer und die häufigen Besuche meines Verlobten haben mich bisher nicht dazu kommen lassen. Heute bin ich endlich einmal allein; Rhoda ist nach Graudorf gefahren, um die letzten Anordnungen zu meinem „Einzuge" zu treffen, denn in acht Tagen soll Hochzeit sein, Tante Bertha hat Migräne, der Onkel ist im Klub, und ich komme zu Dir, Du Liebe, Getreue. Du willst mein jahrelanges Schweigen verzeihen, wenn ich Dir ausführlich erzähle „von mir, von ihm, und wie alles gekommen ist". Du sollst es hören, aber ob es Dir gefällt? Kind! — denn das bist Du, trotz Deiner dreifachen Mutterwürde — ich bin nicht mehr die Ursa, die mit heißen Thränen von Dir und dem Institute Abschied nahm. Bedenke, daß ich seitdem, d. h. seit sechs Jahren, in der Berliner Gesellschaft lebe. Das junge Mädchen ist eine junge Dame geworden, hat Schopenhauer gelesen und hat keine Illusionen mehr.

Verstehe mich recht! Ich sage das nicht im Kassandratone und klage nicht um verlorene „Jugendträume", wie wir unsre Irrtümer zu nennen pflegen. Im Gegenteil, ich halte es für ein Glück, mit hellen, verstehenden Augen durchs Leben zu gehen. Das „Himmelhochjauchzen", das Du von der bräutlichen Ursa erwartest, ist ihr freilich dabei verloren gegangen, aber auch das „zu Tode betrübt" ist ihr erspart geblieben.

Außer Schopenhauer, lieb' Aennchen, hat Tante Bertha daran gearbeitet, mir die Augen zu öffnen. Du hast sie gesehen, als sie mich aus dem Institute abholte, die kleine kluge Frau, die mir eine treue Mutter geworden ist, obwohl

sie uns beiden kalt und hart erschien. Das ist sie aber nicht; sie verschmäht nur jeden Aufputz der Gefühle, sucht sich für die konventionellen Heucheleien des Gesellschaftslebens durch innere Wahrhaftigkeit zu entschädigen, und hat auch mich daran gewöhnt.

Leicht ist ihr das sicher nicht geworden. Ich war siebzehn Jahre alt, als ich in das glänzende, gesellige Haus des Onkels kam, der als berühmter Gelehrter und liebenswürdiger, noch immer schöner Mann in der Gesellschaft eine Rolle spielt. Gegen mich, die schöne Tochter seiner schönen Schwester, wie er mich zu nennen pflegt, war und ist er die Güte selbst und hat mir, wie im eignen Hause, so auch in seinem Gesellschaftskreise die Stellung einer verzogenen Tochter gegeben. Gut, daß Tante Bertha von vornherein Sorge trug, den Baum jugendlicher Eitelkeit nicht in den Himmel wachsen zu lassen. „Dein Onkel hat dich lieb," sagte sie, „wie er überhaupt lieb haben kann. Du befriedigst seinen Schönheitssinn, schmückst sein Haus, gefällst in der Gesellschaft. Solange das der Fall ist, wird er dich hätscheln; würdest du krank oder häßlich oder unglücklich, so wärst du ihm von Stund' an unbequem, würdest beiseite geschoben und vergessen." Natürlich war ich anfangs empört über dieses „Verkennen" des warmherzigen Mannes; nach und nach aber sah ich ein, wenn auch nicht aus persönlicher Erfahrung, daß ihn die Tante richtig beurteilt. Ueberhaupt ist sie der Meinung — und ich gebe ihr recht — daß unsre sogenannte Güte im Grunde verkappter Egoismus ist. Das Geben thut uns wohl, das Verzeihen ist uns bequem 2c. „Nicht um deinetwillen, Kind, habe ich dich hierher geholt," erklärte sie mir gleich in den ersten Tagen. „Ich wußte, daß du deinem Onkel gefallen würdest, und wünschte, durch dich meine schwindende Anziehungskraft in Haus und Gesellschaft zu ergänzen." Auch das verletzte mich tief und lange Zeit noch ertappte ich mich immer wieder auf dem Wunsche, die nackte Wahrheit in ihren Brunnen zurückstoßen zu können. Jetzt aber ist's damit vorbei.

Soviel von mir. Was ihn betrifft, so weißt Du durch die Verlobungsanzeige, daß er Friedrich Rhoda heißt und Besitzer eines Eisenwerkes ist. Du irrst jedoch, wenn Du annimmst, daß mir die Liebe einen Streich gespielt und meine „aristokratischen Nücken" besiegt hat. Das, lieb' Aennchen, hat das Leben gethan. Ein Fräulein von Habenichts — Tante Bertha hatte mich darauf vorbereitet, und sechs Jahre

lang habe ich mich davon überzeugen können — wird unter Umständen gefeiert, hin und wider vielleicht auch geliebt, was man so lieben nennt, aber nicht geheiratet. Fritz Rhoda ist der erste und einzige, der mir Herz und Hand geboten hat. Halt, da habe ich einen blonden Jüngling vergessen, der vor Jahren dasselbe gethan. Er stand am Anfang seiner Künstlerlaufbahn, jetzt hat er einen Namen und eine reiche, häßliche Frau. Mir gefiel er nicht, aber selbst wenn er das gethan hätte, wäre meine Antwort ein Nein gewesen, denn „ein Herz und eine Hütte“ lockt mich nicht. Meine Eltern haben es damit versucht, und wozu es geführt hat, weiß ich durch Tante Bertha sowohl wie aus eignen, trüben Kindheitserinnerungen. Um seiner Liebe willen hatte der Gardelieutenant von Hartow des Königs Rock ausgezogen, war Steuerbeamter geworden und lebte mit seiner angebeteten Helene in einer kleinen Stadt. Anfangs war alles Glück und Sonnenschein; aber als ihnen rasch nacheinander drei Kinder geboren wurden, kamen Entbehrungen, Sorgen, Mißstimmungen. Dem Manne begegneten alte Kameraden, welche ihn wieder in ihre Kreise zogen; wenn er heimkehrte, fand er eine unbehagliche Häuslichkeit, Kinderlärm, eine schmollende, kränkliche, früh alternde Frau. Mehr und mehr wendete sich der Leichtlebige von ihr ab, vernachlässigte sein Amt wie seine Familie, machte Schulden. Es war beinahe ein Glück zu nennen, daß eine Epidemie in wenigen Tagen Mann und Weib und die zwei jüngsten Kinder hinraffte.

Als es geschah, wäre ich freilich am liebsten mitgestorben, aber ich war in Sicherheit im Dresdener Freimaurerinstitut, wo der Onkel für mich bezahlte. Tante Bertha schlug damals vor, mich nach Berlin zu nehmen, bis ich den ersten Schmerz überwunden hätte, aber der Onkel hatte zwar, großmütig wie immer, die Schulden des verstorbenen Schwagers bezahlt, konnte sich jedoch nicht entschließen, den Anblick meiner verweinten Augen zu ertragen. Ich blieb im Institut, und ohne Dich, Du liebe, sanfte Trösterin, wäre mein Kinderherz in Trübsal vergangen.

Wohin bin ich geraten? Von meinem Eisenwerksbesitzer willst Du hören. — Wie er aussieht? Ein amtliches Signalement würde die meisten Rubriken mit „gewöhnlich“ ausfüllen; das bezeichnet aber nur das Material seiner Erscheinung. Seine mittelgroße Gestalt ist, trotz ihrer Schwerfälligkeit, von guter Haltung; seine unschönen Züge verraten Klugheit,

Energie und Güte (Güte-Egoismus sollte ich sagen), sein Lächeln hat etwas Gewinnendes, und mir ist er, obwohl mir seine Nähe weder Glut, noch Zittern, noch Herzklopfen verursacht, sympathischer als andre Männer. Ich stütze mich gern auf seinen kräftigen Arm, ich habe es gern, wenn mich die treuen, hellgrauen Augen ansehen, und ich fühle, daß er mich wärmer liebt, als er sich zu zeigen gestattet, denn (nichts darüber sagen, liebe Anna!) er ist fünfundvierzig Jahre alt. Glaube mir, wir passen im Alter; ich bin meinen dreiundzwanzig Jahren weit überlegen.

Wie es gekommen ist? Sehr einfach: Er und der Onkel haben sich vergangenen Sommer in Karlsbad kennen gelernt. Im Herbst machte Rhoda seinen Besuch, verlor, wie er behauptet, auf den ersten Blick sein Herz und seine Ruhe, kam nach vier Wochen wieder, zu Weihnachten abermals, und unter dem Christbaum haben wir uns verlobt. Der Onkel ist entzückt über die gute Partie, Tante Bertha befriedigt, meine Vettern schwärmen für den Eisenonkel, und ich sehe mit Vertrauen in die Zukunft. Rhodas erste Frau, die nach fünfjähriger, kinderloser Ehe vor vier Jahren gestorben ist, soll sehr glücklich mit ihm gelebt haben. — Jetzt steht er ganz allein; sein einziger Bruder ist vor zehn Jahren in die weite Welt gegangen und verschollen.

Gleich nach der Trauung fahren wir nach Graudorf, damit ich mein künftiges Haus kennen lerne und etwaige Aenderungen anordne. Den März und April will Friedrich einer Reise nach Italien opfern, Anfang Mai kehren wir heim in unsre Harzberge, und sobald ich etwas Wurzel geschlagen habe, schreibe ich Dir.

Bis dahin lebe wohl, Du Liebe; glaube an das ruhige Glück

Deiner

Ursula.

Graudorf, 29. Mai 1884.

Nun bin ich bald vier Wochen hier, lieb' Aennchen! Ich fühle mich bereits als erfahrene Gattin und Hausfrau, ein wohliges Behagen ist der Grundton meines Daseins, und die Augen meines Herrn und Gebieters verraten, daß ihm zu Mute ist wie mir.

Mein Gebieter ist er wirklich und wird es täglich mehr. Scheinbar ist er mein Sklave, der alles thut, was er mir an

den Augen absehen kann; dabei aber imponiert er mir so sehr durch seine Klarheit und Ruhe, seine Thatkraft, seinen Fleiß, seine Ausdauer, seine nie ermüdende Sorgfalt für alle, die ihm zugehören — und ihre Zahl ist nicht gering — daß ich mich ihm gegenüber klein und immer kleiner fühle.

Unsre Reise war schön, aber auch hier ist es gut; bin ich doch zum erstenmal seit dem Tode der Eltern daheim, noch dazu im eignen Hause. Ein seltsamer Scherz, den sich das Schicksal mit Deiner hüttenfeindlichen Ursa gemacht hat, ist, daß dieses Haus in der Umgegend die Graudorfer „Hütte" heißt, obwohl die wirklichen Hüttenwerke eine halbe Stunde von hier in einem Seitenthale liegen. Uebrigens habe ich gegen diese Hütte nichts einzuwenden, denn in Wahrheit ist sie eine hübsche, von wildem Wein und Clematis umrankte Villa mit Veranden, großem Balkon und einer einfach eleganten Einrichtung, die meinem Geschmack entspricht. Landhäuser mit Vergoldungen, Samtdraperieen und Boulemöbeln sind mir ebenso widerwärtig wie die modernen Trödlerbuden, deren Bewohner nur noch eine Staffage für Stillleben zu sein scheinen.

An die Gegend, für die mein Fritz begeistert ist, muß ich mich erst gewöhnen. Eine Naturschwärmerin bin ich überhaupt nicht, und jedenfalls war mir das weite, heitere sonnige Elbthal und selbst Berlin nebst „Ungegend", wie Friedrich sagt, sympathischer als die enge, waldumschlossene Schlucht zu meinen Füßen, in der sich arme, graue, schindelgedeckte Häuschen längs des tosenden Waldbaches hinziehen. Dazu die Tannenwälder, die sich bergauf und ab meilenweit ausdehnen und so eintönig feierlich rauschen. Ein Glück, daß ich zu viel zu thun habe, um mich diesen melancholischen Eindrücken hinzugeben.

Daß es mir Ehrensache ist, mein Hauswesen selbst und gut zu führen, brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Auch in die Geselligkeit der Umgegend suche ich mich nach Kräften einzufügen, und es freut mich, zu sehen, daß ich gefalle, und noch mehr, daß Friedrich sich darüber freut, am allermeisten, daß er von all den tüchtigen Männern, die mir hier begegnen, der tüchtigste ist. Wäre ich nicht, wie meine Berliner Verehrer zu behaupten pflegten, ein Weib ohne Herz, so könnte ich mich noch als Ehefrau in meinen Mann verlieben. Jedenfalls wird meine Theorie über Liebe und Ehe durch meine Erfahrung glänzend bestätigt.

Warum siehst Du mich so eigen an, kleine Anuschka?

Dein Bild steht natürlich auf meinem Schreibtische, und Du glaubst nicht, welche Freiheiten es sich herausnimmt mit zweifelndem Blick und Lächeln, ganz wie es Deine Art war. Fritz, dem es sehr gefällt — ich meine Dein Bild — trägt mir auf, Dich mit Mann und Kindern einzuladen. Komm, ich bitte Dich, komm, sobald Du kannst, und auf so lange als möglich zu

Deiner

Ursula.

Graudorf, 12. August 1884.

Seit acht Tagen bin ich wieder hier, liebe Anna, und weiß nicht zu sagen, warum ich noch nicht geschrieben habe. Das Beste, was mir die Karlsbader Reise gegeben hat, war die dreitägige Idylle in Deinem Pfarrhause am Elbestrand, und in Gedanken kehre ich immer wieder dahin zurück. Obwohl Du mit Deinem Paul höchst anstandsvoll verkehrst, ist's Euch anzumerken, daß Ihr, nach sechsjähriger Ehe, heute noch Liebesleute seid. Und Eure Kinder! — Ich glaube, Fritz gäbe sein halbes Vermögen für einen Buben, wie Euer Albert ist; mir aber hat es noch mehr Dein Aennchen angethan, die mit fünf Jahren schon ganz so blickt und lächelt und sich bewegt wie Du, Musterbild der sanften, blonden, blauäugigen, kindlichen deutschen Hausfrau vergangener Tage. Gott erhalte Dich, wie Du bist, und erhalte Dir Dein Glück — auch mir zur Freude! Es ist wie ein Bildchen von Ludwig Richter; erleben können wir modernrealistischen Naturen dergleichen nicht, aber es anzusehen thut Augen und Herzen wohl.

Hier ist alles beim alten: Des Hauses Grundton reiches Behagen, „tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen" — die hat freilich nur mein Fritz, und von der „Fröhlichkeit der Feste" merken wir beide nichts. Die Welt ist eine alte Dame, welche Whist spielt.

Eben fährt ein Wagen mit drei Herren aus unsrem Nachbarstädtchen vor, die wahrscheinlich dasselbe vorhaben; Whistspielen meine ich. Darum in Eile lebewohl und innigen Dank für deine Gastfreundschaft.

Ursula.

Graudorf, 12. März 1885.

Meine liebe, liebe Anna! Zwei Briefe von Dir liegen unbeantwortet in meiner Mappe, und der dritte ist eben gekommen. Verzeih! Ich denke an Dich, ich habe Dich lieb, aber schreiben! Die Tage sind so gleichmäßigen Schrittes dahingegangen, daß meine Seele darüber eingeschlafen ist. Selbst fünf Winterwochen im Berliner Karneval haben sie nicht geweckt. Das einzige, wozu ich mich hin und wider aufraffen konnte, war, mich zu wundern — über den Ernst, mit dem die Menschen den sogenannten Pflichten der Geselligkeit obliegen, über die Wichtigkeit, die sie einer Einladung, einem Wort, einem Gruß oder Nichtgruß beilegen; über mich selbst, wenn ich mich, meiner Gesellschaftsdressur gehorchend, nach Vorschrift kleidete, benahm und ausdrückte. Aber dieses Wundern ist unbequem; ich fühlte mich wie erlöst, als ich wieder hier war.

Du darfst übrigens nicht glauben, daß ich unglücklich bin oder es nach außen an irgend etwas fehlen lasse. Mein Hauswesen geht wie auf Rädern, die Gesellschaft ist mit mir zufrieden, und als wir kürzlich den Jahrestag unsrer Hochzeit feierten, hat mich Fritz mit feuchten Augen versichert, er hätte in der Ehelotterie das große Los gezogen. Ich müßte das vielleicht auch sagen, aber ich glaube nicht an große Lose, habe überhaupt in meinem vierundzwanzigjährigen Dasein nicht einen Augenblick gelebt, zu dem ich sagen möchte: „Verweile doch, du bist so schön!“ — Und somit lebe wohl; Du siehst, ich thue am besten, zu schweigen.

Deine
Ursa.

Graudorf, 3. April 1885.

Liebe Anna! Deine Zeitung hat die Wahrheit gesagt: In Graudorf ist eine epidemische Diphtheritis ausgebrochen, und der Tod hält reichliche Ernte. Fritz ist unermüdlich im Helfen, nicht nur mit Geld, Beschaffung von Krankenpflegerinnen, Einrichtung eines Lazarettes im Schulhause und dergleichen (das wäre ihm nicht weiter anzurechnen), sondern mit persönlichem Ein- und Zugreifen, was auf Kranke und Gesunde von unschätzbarem Einfluß ist. Selbst mir hat er auf meine

Bitte gestattet, die kranken Frauen und Kinder zu besuchen. Den liebevollen, angsterfüllten Blick, mit dem er seine zögernde Einwilligung begleitete, werde ich nie vergessen, und daß ich alle Vorsichtsmaßregeln treffe, um mich vor Ansteckung zu schützen, bedarf keiner Versicherung.

Um Friedrichs willen verlohnt sich's der Mühe, zu leben. Adieu, ich muß ins Dorf. Bitte, sorge Dich nicht; ich werde Dir so oft als möglich Nachricht geben.

Graudorf, 6. April 1885.

Noch ist das Unheil im Wachsen und leider auch die Panik der Bevölkerung. Friedrich ist Tag und Nacht bemüht, derselben Einhalt zu thun; sein weiches Gemüt leidet unsagbar dabei. Wie lange wird er es aushalten können! Ich sorge mich um ihn, aber meine Bitten, daß er sich schonen möge, sind vergeblich. Mir geht es körperlich gut, aber all diese Leiden zu sehen und nicht helfen zu können, ist fürchterlich.

Graudorf, 7. April 1885.

Friedrich hat unvermutet Beistand bekommen. Nachdem ich gestern morgen meinen Besuch im Dorfe gemacht hatte, schützte ich Müdigkeit vor, um Fritz zu zwingen, mich nach Hause zu führen. Im Garten kam raschen Schrittes ein großer, schlanker, wetterbrauner Mann auf uns zu. „Ludwig!“ rief Fritz, machte sich von mir los und lief ihm entgegen; sie umarmten sich, dann legten sie sich gegenseitig die Hände auf die Schultern und sahen sich prüfend an. Ich hatte mir auf den ersten Blick gesagt, daß der Fremde meines Mannes Bruder sein müßte, und fand dies bestätigt, als ich hinzutrat und wir uns vorgestellt wurden. Während er mir die Hand schüttelte, schienen mich seine funkelnden, graublauen Augen durch und durch sehen zu wollen, aber er sagte kein Wort; auch meine freundliche Bewillkommnung erwiderte er nur mit stummem Kopfnicken.

Inzwischen hatte sich Friedrich darauf besonnen, wie schlimm es bei uns steht, und sagte dem Bruder, daß er ihn wieder fortschicken müsse. „Meinst du der Seuche wegen?“

fiel dieser ein; „um ihretwillen, das heißt, um dir zu helfen, bin ich gekommen. Nun aber gebt mir zu essen — ich sterbe vor Hunger!“

Damit war die Sache abgemacht; nicht ein Wort hat Friedrich eingewendet, er forderte mich auf, dem Bruder sein früheres Stübchen wieder einzurichten, und nahm ihn gleich nach Tische mit ins Dorf. Ich gehe jetzt auch wieder hinunter. Leb wohl!

Graudorf, 10. April 1885.

Der Himmel scheint sich erbarmen zu wollen; seit gestern früh kein Todesfall und keine neue Erkrankung. Aber auch wenn wir von weiterem Unheil verschont bleiben, ist unser armes kleines Dorf schwer heimgesucht. Familienväter und Mütter, junge Burschen und Mädchen, vor allem eine große Kinderzahl ist durch die Seuche hingerafft worden; nur wenige Häuser sind, gleich dem unsrigen, ganz verschont geblieben.

Selbstverständlich haben wir an den Krankenbetten sowohl wie im eignen Hause alle Vorsichtsmaßregeln befolgt, welche Wissenschaft und Erfahrung an die Hand geben; nur meines Mannes Bruder thut es nicht.

„Wozu?“ antwortete er, als ihm Friedrich heute mittag darüber Vorstellungen machte. „An mir geht der Tod vorbei, wenigstens auf jedem Felde der Ehre.“

Dergleichen Dinge sagt er oft mit einer Art bittern Humors; dabei funkeln die Augen noch mehr als gewöhnlich, die Falte zwischen den Brauen vertieft sich und um die lächelnden Lippen zuckt es wie Schmerz und Spott. Er sieht aus, als ob er Schlimmes erlebt hätte — vielleicht auch gethan! — Ich weiß es nicht, aber ich habe eine gewisse Scheu vor ihm, die ich um Friedrichs willen überwinden möchte, denn offenbar liegt ihm daran, daß wir freundlich zu einander stehen.

Sein Bruder thut übrigens nichts dazu, um das möglich zu machen. Nicht daß er unartig wäre; er hat sogar etwas Ritterliches in seinem Wesen, aber man fühlt, daß dies nur seinen Höflichkeitsbegriffen entspricht, nicht dem Wunsche, Freundliches zu erweisen. Ich glaube nicht einmal, daß er zu gefallen wünscht, denn er ist hochmütig und verachtet die Menschen.

Später. Ich war wieder bei meinen Kranken. Fünf Frauen und sieben Kinder liegen noch danieder, aber Arzt und Pflegerinnen hoffen, daß sie bis auf zwei der Kinder außer Gefahr sind. Mein dankbares Aufatmen kannst Du Dir denken. Lebe wohl!

Den 16. April 1885.

Die beiden Kindlein haben wir noch begraben müssen; weitere Erkrankungen sind, Gott sei Dank, nicht erfolgt, und das Leben beginnt ins alte Gleis zurückzukehren.

Was ich Dir über Ludwig — wir nennen uns auf Wunsch meines Mannes beim Vornamen — geschrieben habe, weiß ich nicht mehr; aber Deine Mahnung, in meinem Urteil nicht zu hart zu sein, werde ich wohl verdient haben und will sie beherzigen, was übrigens kein Verdienst ist, denn je länger ich mit meinem Schwager verkehre, um so mehr schwindet der erste ungünstige Eindruck; die Offenheit, mit welcher er von seinen Irrtümern, Thorheiten und Mißerfolgen spricht, nimmt mich sogar für ihn ein.

Seitdem die Kranken nicht mehr unser ausschließliches Interesse beanspruchen, hat er angefangen, von seinen Irrfahrten zu berichten. Halb Amerika hat er durchstreift. „In den Städten litt es mich nicht,“ sagte er; „sie sind nur eine Potenzierung der unsrigen.“ So ist er denn Hausierer, Bauer, Goldgräber und Pelzjäger gewesen, eine Weile sogar Postbote zwischen San Francisco und Utah, und wer weiß, was sonst noch zum-Vorschein kommen wird! Aber plötzlich hat ihn das Heimweh gepackt, nach zehnjähriger Abwesenheit, so daß er sich nicht schnell genug nach Europa einschiffen konnte. „Darum also hast du mir deine Rückkehr nicht vorher gemeldet?“ sagte Fritz mit sanftem Vorwurfe. Ludwig schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Junge,“ antwortete er — „mein Junge“ pflegt er seinen um zwölf Jahre älteren Bruder mit Vorliebe zu nennen — „du solltest von meiner Heimkehr erst erfahren, wenn ich irgendwo unter Dach gekrochen war. Nach dem Kalbsbraten des verlorenen Sohnes hatte ich kein Verlangen, aber nun fiel mir der Zeitungsbericht über die hiesigen Zustände in die Hand, und so mußte ich wohl kommen.“

Heute mittag haben wir auch erfahren, was seine Lebenspläne sind. Er will seine amerikanischen Erlebnisse litterarisch verwerten, hat bereits die Ueberfahrt zu schreiben angefangen, und einer seiner Schulfreunde, der, wie Ludwig sagt, „unter das Berliner Federvieh" gegangen ist, findet diese Anfänge wunderschön und macht sich anheischig, sie an den Mann zu bringen. „Ich denke also, daß mich meine Feder so lange über Wasser hält, bis der sentimentale Raptus vorüber ist und die alte Wanderlust wiederkommt," schloß er seine Mitteilung.

Vorher hatte er übrigens noch betont, daß er sich mit seiner Arbeit in irgend welche Einsamkeit verkriechen werde. Unter vier Augen fragte mich Fritz, ob ich etwas dagegen hätte, wenn er seinen Bruder auffordere, bei uns zu bleiben. Natürlich ging ich auf Friedrichs Wunsch bereitwilligst ein, aber Ludwig hat abgelehnt.

„Es war freundlich von Ihnen, liebe Ursa, daß Sie den Vagabunden in Ihrer eleganten Häuslichkeit dulden wollen, aber es wäre mir zu schwer, mich einzufügen," sagte er, als er mit Fritz zum Kaffee kam.

„Bin ich so tyrannisch?" fing ich lächelnd an, da traf mich ein Blick, wie ich noch keinen gesehen habe, voll Trotz oder Trauer oder Angst — ich weiß nicht, was es eigentlich war, aber ich schwieg betroffen still, schon ehe Fritz mich bat, Ludwig nicht zu quälen. Dabei verriet meines Mannes Gesicht so deutlich die Kränkung seines Herzens, daß ich mir die Erleichterung, die ich bei Ludwigs Weigerung empfand, gewissermaßen zum Vorwurf machte. Schweigend tranken wir unsern Kaffe und gingen in unbehaglicher Stimmung auseinander.

Ich begab mich in den Garten. Erst seit die Epidemie im Erlöschen ist, habe ich Augen für das Erwachen des Frühlings. Er kommt spät in unsre Berge, aber so schön, wie ich ihn nie gesehen, so herzerquickend, wie ich ihn nie gefühlt habe. Vielleicht ist's auch der Gegensatz zwischen den Bildern des Todes, die ich jetzt täglich vor Augen hatte, und diesem fröhlich sprießenden Leben, der mich bewegt.

Wie vor einer Offenbarung stand ich vor einem Beet mit Krokus und Schneeglöckchen — plötzlich klang es vom Hause herüber, Geigentöne — eine bekannte Melodie: Schuberts „Trockene Blumen", dann ein klagendes, schluchzendes Phantasieren, aus dem wieder und wieder die herz-

bewegende Melodie vorklang. Auch mir löste sie das Herz; ich habe geweint, wie vielleicht nie im Leben. Alle Angst und Qual der letzten Zeit ist mir damit von der Seele gewaschen. Ludwig war's, der so spielte, ich sah ihn in seinem Zimmer am Fenster stehen. Eben kommt Fritz, um mich zu einem Besuch im Dorfe abzuholen. Lebe wohl, Du Liebe, Gute!

Graudorf, 24. Mai 1885.

Ist's wirklich schon über fünf Wochen her, daß ich zuletzt geschrieben habe? Verzeih, lieb' Aennchen, die Tage waren so gleichmäßig, daß ich sie nicht gezählt habe. Vielleicht war ich auch müde von all der überstandenen Angst und Qual. Wenn meine häuslichen Obliegenheiten erfüllt waren, habe ich nichts gethan und gewünscht, als in den Frühling hinaus zu sehen. Nun aber will ich mich aufraffen, um Deinen Fragebrief zu beantworten.

Ob mein Schwager noch bei uns ist? Ja und nein. Unser Haus, das er „verflucht behaglich" nennt, hat er verlassen, um sich bei einem Waldhüter, auf halbem Wege zwischen der Villa und dem Eisenhammer, einzuquartieren. Bald sitzt er da Tage und halbe Nächte lang am Schreibtische, bald streift er im Gebirge umher, ist heute Friedrichs unzertrennlicher Begleiter und läßt sich morgen trotz vorhergegangener Verabredung nicht sehen.

Mir ist solche ungeregelte Lebensführung zuwider, und ich verberge das nicht, da sich auch Ludwig keine Gelegenheit entgehen läßt, meine „pedantische Ordnungsliebe" zu verspotten. Ueberhaupt sind wir nie derselben Meinung; jede Unterhaltung wird zum Gefecht, das nicht ohne Reiz sein würde, hätte er nicht die greuliche Manier, mit einem ironischen Schlußworte abzubrechen und dabei auszusehen, als hätte er gesiegt. Um Friedrichs willen mache ich dazu gute Miene, denn nur in seiner Gegenwart pflegen unsre Scharmützel stattzufinden. Dem Alleinsein mit mir weicht mein Herr Schwager mit unverkennbarer Beflissenheit aus, trifft er aber doch einmal mit mir zusammen, so ist er nichts weniger als liebenswürdig.

Neulich zum Beispiel fand er mich beim Aufräumen meines Bücherschrankes, trat herzu und musterte die Bände.

reihen. „Vornehme Gesellschaft,“ sagte er mit seinem sarkastischen Lächeln; „alle Hochwürdenträger unsrer Litteratur, während von meinen thörichten Lieblingen nicht einer Zutritt gefunden hat. Freilich, was sollte Ihre moderne Weisheit mit den Purzelbäumen und Schwärmereien der Romantik? Heutzutage liest man ‚Kraft und Stoff‘. Aber was haben wir denn da?“ fuhr er fort, und seine Augen funkelten noch spöttischer als bisher. „‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘, ‚Die beiden Grundprobleme der Ethik‘, ‚Parerga und Paralipomena‘ — haben Sie das gelesen und verstanden?“ — „Ich hoffe,“ antwortete ich mit erzwungener Ruhe, denn ich ärgerte mich über seinen Ton und seine Miene. Er aber warf meinen geliebten Schopenhauer auf den nächsten Sessel, faßte meine Hände und rief: „Was haben Sie mit dieser traurigen Philosophie zu thun? Das Leben ist schön und reich, sich dagegen verschließen, Thorheit, Unrecht sogar.“ Damit brach er ab, ging fort, und ich muß mich seitdem immer wieder fragen, ob er auch sein eignes, wurzelloses, nutzloses Leben schön und reich finden kann?

Aus dem Gespräch der Brüder und den ergänzenden Mitteilungen meines Mannes habe ich einen oberflächlichen Ueberblick über Ludwigs Vergangenheit gewonnen. Sein Vater, ein Bergbeamter im Klausthal, starb, ohne Vermögen zu hinterlassen, als dieser jüngste Sohn kaum zehn Jahre alt war. Seine Witwe sah sich mit ihren beiden Söhnen auf eine kleine Pension angewiesen; Friedrich, ihr Aeltester, entsagte, um schneller auf eignen Füßen stehen zu können, dem schon begonnenen Studium der Rechte und widmete sich auf Wunsch eines entfernten Verwandten, dem die Graudorfer Hütte gehörte, der Industrie. Schon nach wenigen Jahren wurde er des Vetters rechte Hand und, als dieser unverheiratet starb, sein Erbe.

Das war zu Ende der sechziger Jahre. Ludwig, für den der ältere Bruder seit dem Tode der Mutter gesorgt hatte, bezog die Universität, scheint aber mehr tolle Streiche verübt, vor allem leidenschaftlich gespielt, als studiert zu haben. Im französischen Kriege dagegen soll er in jeder Beziehung tüchtig gewesen sein. Friedrich wird Feuer und Flamme, wenn er davon spricht. Als Ludwig zurückkam, war ihm jedoch, seinen eignen Worten nach, „das Leben im Hühnerstall“ unmöglich geworden.

„Draußen waren wir gute Kameraden,“ sagte er neulich;

„im Vaterlande wurden wir kleinliche, neidische Gesellen, die sich um ein Stück Brot anfeindeten. Dazu das spärliche Wissen, das wir aus Schulen und Hörsälen mühsam zusammentragen, um in Comptoiren und Kanzleien ein verkümmertes Dasein zu führen, während alle Schönheit der Welt lockend vor uns liegt. Ich hielt es nicht aus. Eine wohltemperierte Seele wie die Ihrige, Frau Schwägerin, kann das natürlich nicht verstehen; hat es doch mein guter alter Fritz mit all seiner Nachsicht kaum zu entschuldigen vermocht."

Ludwig ist nämlich eines schönen Tages ohne weiteres auf und davon gegangen. Zuweilen hat er dem Bruder geschrieben, dann wieder jahrelang nichts von sich hören lassen. Seiner Eigenart nach hätte er als Zigeuner geboren werden sollen. Wie diesem, sind auch ihm freie Bewegung, Luft und Sonnenschein Hauptbedingungen des Lebens.

Auch sein Geigenspiel hat etwas Zigeunerhaft-Wildes, läßt alles anklingen, ohne je zur Lösung oder Klärung zu gelangen, weint und jubelt, aber so herzinnig, daß es mich geradezu bannt und bezaubert. Ich höre seine Rhapsodieen aber nur, wenn ich gegen Abend auf dem Wege zum Eisenhammer meinem Fritz entgegengehe. „Vorspielen kann ich nicht," erklärt Ludwig, „verstehe mich überhaupt ebensowenig auf Musik wie auf andre schöne und nützliche Dinge." Trotz dieser Erkenntnis hat er aber, sobald er den europäischen Boden betrat, den größten Teil seiner Barschaft für eine gute Violine hingegeben.

Und nun endlich adieu — ach nein! Noch eine Frage stellt Dein neugieriges Brieflein: „Wie der gefährliche Schwager aussieht?" Daß er nicht gefährlich ist, hast Du aus allem, was ich von ihm berichtet habe, lesen müssen, und sein Aussehen? Es thut mir leid, das interessante Romanheldenbild zu zerstören, das Deine Phantasie von ihm entworfen haben wird. Meinen Fritz kennst Du; dem sieht er sehr ähnlich, nur daß er größer ist, schlanker gebaut und von Wind und Wetter gebräunt, was von den hellgrauen Augen seltsam absticht. Die Stirn, die Form der Augen, auch Mund und Nase sind wie die meines Fritz, nur der Ausdruck ein andrer. Fritz sieht Menschen und Dinge fest, aber gütig an, Ludwig durchdringend, oft spöttisch. Friedrichs Lächeln ist sanft und freundlich, Ludwig lächelt überlegen, hochmütig, zuweilen auch übermütig. Ich glaube nicht, daß er Dir gefallen könnte, und doch, wer weiß! Unter allem Gestrüpp und Gestein

dieser verwilderten Seele blüht die blaue Blume der Romantik. Er glaubt an die Liebe, von der die Dichter singen und sagen, und glaubt an das Weib, das ebenfalls nur dichten, nie aber nach einem realen Lebensinhalt trachten darf. Natürlich bin ich in seinen Augen eine Ketzerin. Die Tischglocke ruft, der Brief soll fort. Leb wohl!

Graudorf, 9. August 1885.

Liebe Anna. Hast Du mich aufgegeben, weil ich so lange nicht geschrieben habe? Ich konnte nicht! An Dich gedacht habe ich all die Zeit in treuer Zuneigung, und daß ich heute komme und wie ich komme, wird Dir beweisen, daß auch das alte Vertrauen nicht aufgehört hat.

Als ich zuletzt an Dich schrieb, war Frühling; nun ist der schwüle Sommer da, lastet auf meiner Seele und lähmt mir die Hand — auch heute wieder. Nein, so ist es nicht! Vom Walde weht es frisch herunter, vom Flüßchen frisch herauf; ich bin nur feig und suche Vorwände, um weiter zu schweigen. Aber auch das ertrage ich nicht mehr; es drückt mir das Herz ab. Höre, was ich gestern erlebt habe.

Bis gestern blieb scheinbar alles im alten Gleise, aber Du hattest recht: Ludwig beschäftigte mich mehr, als gut ist. Unablässig war ich bemüht, mir sein Wesen verständlich zu machen, und wenn ich ihn sah oder sein Geigenspiel hörte, war alles andre versunken und vergessen. Auch wie er zu mir stand, mußte ich immer aufs neue überdenken. Zuweilen drang mir sein aufleuchtender Blick, sein warmer Ton in die Seele; aber im nächsten Augenblick war er wieder kühl, beinahe abweisend.

In unser Haus kam er immer seltener, schloß sich dagegen dem Bruder auf seinem Wege zum Eisenhammer so häufig an, daß ich es aufgab, Friedrich entgegenzugehen, und mir statt dessen im Walde und auf den Bergen andre Wege suchte. In der Einsamkeit war mir am wohlsten — vielleicht weil sie Ludwigs Vertraute ist.

Auch gestern gegen Abend ging ich hinaus, aufwärts durch kühlen Tannenwald, über eine abgeholzte, mit Fingerhut überblühte Halde, dann steil und steiler zwischen wüsten Felsblöcken hinauf, ohne Richtung oder Zeit zu beachten.

Erst als die Höhe erklommen war, erwachte ich aus meinen Gedanken und sah, daß ich mich in das Labyrinth der „Schwarzen Klippen“ gewagt hatte.

Die Sonne sank den Bergen zu; tief unten im blauen Abenduft lag das Graudorfer Thal; es vor Dunkelwerden auf dem Wege, den ich heraufgekommen, zu erreichen, war unmöglich. Aber wenn ich am andern Abhange eine kurze Strecke zwischen Felsgestein niederkletterte, gewann ich eine sanft abfallende Bergwiese, die mich dem Eisenhammer zuführen mußte.

Das Hinabsteigen zwischen den Steinblöcken ging langsamer, als ich erwartet hatte; es dämmerte, als ich am Saume der Wiese anlangte, und mit beflügelten Schritten eilte ich über den feuchten, elastischen Boden hin. Aber die Feuchtigkeit wurde zur Nässe, mein Fuß sank ein, braunes, brackiges Wasser quoll unter meinen Schritten auf — ich war in ein Moor geraten.

Mein Herz stand still; alles, was ich von den Gefahren dieser tückischen Halbsümpfe gehört hatte, fiel mir ein. Was sollte ich thun? — Umkehren? — Aber das Hinaufsteigen ging langsamer, und nur rasches Vorwärtskommen, ehe der Fuß zu tief versinkt, kann retten. Also vorwärts! Rascher, immer rascher, denn je tiefer ich kam, um so weicher wurde das Moor, um so mehr sank ich ein, obwohl ich sorgsam die grünen Rasenfleckchen erspähte, die aus dem schwärzlichen Untergrunde auftauchten. Noch konnte ich sie sehen, aber die Dunkelheit brach schnell herein und eine weite Strecke lag vor mir; dazu erlahmten meine Kräfte, meine Kniee wankten; hier umsinken oder auch nur stehen bleiben war, das wußte ich nur zu gut, sicherer, fürchterlicher Tod. Halb sinnlos vor Angst lief ich weiter — wie lange noch, weiß ich nicht, als plötzlich ein Ruf an mein Ohr drang: „Rechts, Ursa! Um Gottes willen rechts!“ — Ich folgte der Weisung und schrie laut auf, als ich in großen Sätzen Ludwig herankommen sah. Bald war er bei mir, riß mich an sich und zog mich fort. Ich schloß die Augen und ließ ihn gewähren. Und nicht lange, dann hatten wir festen Boden unter den Füßen. Ludwig blieb stehen. „Ursa!“ rief er mit einem Jubeltone, der mir noch im Ohre klingt, und plötzlich lag ich in seinen Armen, und sein heißer Kuß schloß mir die Lippen eine selig-unselige Minute lang.

Gleichzeitig machten wir uns los. „Friedrich!“ stöhnte

er auf, indem er die Hände vor das Gesicht schlug; ich stand wie vernichtet. Nach einer Weile faßte er sich. „Friedrich wird sich ängstigen," sagte er, „wir müssen gehen." Dabei bot er mir den Arm, den ich nahm, denn ich konnte mich kaum aufrecht halten, und so gingen wir stumm nebeneinander hin, „in Leid versunken".

Er brachte mich nach dem Eisenhammer. Die Villa war zu weit für mich. Erst in der Stube des Werkmeisters, während angespannt wurde und die Werkmeisterin ab und zu ging, um Erquickungen herbeizuschaffen, fanden wir Worte.

„Was soll ich thun?" fragte Ludwig, ohne den Blick zu erheben.

„Fortgehen!" stieß ich hervor. „Fortgehen?" wiederholte er noch einmal, „fortgehen?" dann trat er ans Fenster und starrte in die Dunkelheit hinaus, bis der Wagen vorfuhr. Als er mich hinausführte, sagte er: „Ich werde thun, was ich kann und muß." Dann hob er mich in den Wagen, noch ein Händedruck, als ob er mir die Finger zerquetschen wolle, und ich fuhr davon. Daß er mich nicht begleitete, verstand ich nur zu gut. Wie sollte er Friedrich vor Augen treten!

Wie ich es überstanden habe, weiß ich nicht, und ebensowenig, wie ich es ertragen soll, in alter Weise an Friedrichs Seite weiter zu leben, während jeder Schlag meines Herzens einem andern zustrebt. Die ganze Nacht habe ich mit mir gerungen, habe geweint, als ob ich mein Leben ausströmen sollte; aber Thränen löschen das Feuer der Leidenschaft nicht und waschen die Seele nicht rein von verbotenem Wünschen und Sehnen.

Und Ludwig? — „Ich werde thun, was ich kann und muß!" sagte er gestern. Hat er es schon gethan? Ist er gegangen, ohne Abschied, auf Nimmerwiedersehen? — Vergebens sage ich mir, daß es das beste, das einzig richtige wäre. Ich kann es nicht glauben, kann es nicht. Es wäre zu grausam gegen uns beide.

In angstvollem Warten ist mir der Morgen vergangen. Als Friedrich zu Tische kam, war sein erstes Wort, ob Ludwig da wäre? Und als ich verneinte, fügte er hinzu: Das dürfe mich nicht wundern; verdientem Danke pflege er immer aus dem Wege zu gehen; er, Friedrich, würde ihn mit Gewalt herbeischaffen müssen. — Wird er es können? — Und wie

soll ich es ertragen, wenn er ohne ihn kommt? Und was soll aus uns werden, wenn er ihn zurückbringt?

Später. Er ist ohne ihn gekommen. Ludwig wäre schon in aller Frühe nach der Stadt gegangen, hat der Waldwärter gesagt. Wahrscheinlich schreibt er von dort aus. Wie soll ich's ertragen! Anna, Anna, hilf mir!

Graudorf, 10. August 1885.

Kein Brief — weder gestern abend noch heute früh. Wie mir zu Mute ist, läßt sich nicht sagen, und umsonst gebe ich mir Mühe, äußerlich gefaßt zu sein. Gut, daß Friedrich meine nervöse Unruhe und mein jammervolles Aussehen der vorgestrigen Angst und Ueberanstrengung zuschreibt.

Später. Während ich mit Friedrich bei Tische saß, glaubte ich im Flur Ludwigs Schritt zu hören und hatte mich nicht getäuscht. Gleich darauf trat er ein — ich hätte aufschreien mögen, so fahl war sein Gesicht, so düster sein Blick; er schien um zehn Jahre gealtert. Friedrichs Frage, ob er krank sei, verneinte er mit abwehrender Handbewegung, ebenso die Einladung zum Essen. Nur ein paar Gläser Wein trank er rasch hintereinander, und als ihm Friedrich für die mir geleistete Hilfe danken wollte, fiel er ihm mit einem barschen: „Bitte, laß das!" ins Wort. In peinlichem Schweigen ging das Mahl zu Ende, dann stand Ludwig auf.

„Ich habe dir ein Geständnis zu machen," sagte er mit heiserer Stimme; „gestern in der Stadt traf ich die Bärensteiner; sie nahmen mich mit hinaus, natürlich um zu spielen, und ich bin allen Vorsätzen zum Trotz in die Falle gegangen, habe verloren und komme nun zu dir mit der Bitte, mir zu helfen. Willst du?"

Friedrichs Gesicht verriet mehr Bestürzung als Unwillen. „Komm in mein Zimmer," antwortete er mit erzwungener Ruhe, „dergleichen gehört nicht in Ursas Gegenwart."

Damit ging er der Thür zu; Ludwig blieb am Tische stehen.

„Ich dächte doch," sagte er; „meine Spielschuld beraubt Ursa so gut wie dich, und so wollte ich denn euch beiden mein Ehrenwort geben, daß ich nie wieder spielen werde."

Friedrich wendete sich hastig um. „Das habe ich nicht von dir verlangt,“ sagte er, „will es nicht gehört haben.“ „Du traust mir nicht,“ rief Ludwig bitter; „kannst es auch nicht. So wende ich mich an Ursa und gebe ihr mein Ehrenwort.“ Dabei streckte er mir die Hand entgegen, zog sie aber zurück, ohne die meinige zu berühren, ging Friedrich nach, zur Stube hinaus, und seitdem — es ist inzwischen Abend geworden — habe ich ihn nicht wiedergesehen.

Den 11. August 1885.

Obwohl sich Friedrich nicht ausspricht, weiß ich, daß er um seinen Bruder bekümmert ist. Vielleicht hat er von mir ein teilnehmendes Wort erwartet; aber ich kann nicht von Ludwig sprechen; wie betäubt schleiche ich umher und warte, warte voll fieberhafter Unruhe auf ein unbekanntes Etwas, vor dem mir graut.

Später. Ludwig hat mir geschrieben, einen wilden, wirren Brief. Erst sagt er, daß er sich nicht losreißen kann, und zum Schluß nimmt er Abschied. Ich schicke Dir die Blätter; sie zu vernichten, ist mir unmöglich, obwohl mir jedes Wort ins Hirn gebrannt ist, und behalten darf ich sie nicht, um Friedrichs willen.

* * *

Waldhaus, 11. August 1885.

Ursa, ich kann Deinen Befehl nicht ausführen; elementare Gewalten sind stärker als Menschenkraft, und die mächtigste unter ihnen ist die Liebe. Mit dem ersten Schritt in Deinen Zauberkreis war ich ihr und Dir verfallen, und nun glaubst Du, daß eine Willensanstrengung genügt, um mich loszumachen?

Thörin, die Du bist! Wohin Du gehst, ich muß Dir folgen; wohin ich flüchte, ich muß wieder umkehren zu Dir. Selbst am Spieltische, als ich versuchte, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, habe ich in meiner Seele wie in meinem Blute nur Dich gefühlt. Das ist die Liebe, Kind, die von klugen Müttern und bildungsfähigen Töchtern mißachtet und verleugnet wird, wie Du sie verleugnet hast, als

Du, mir und Dir selbst zum Unheil, dem ungeliebten Manne zum Altare gefolgt bist.

Dem ungeliebten, denn Du liebst mich. Das habe ich längst geahnt, und seit ich Deine zitternde Gestalt in den Armen hielt, weiß ich es. Wärst Du nicht meines Bruders Weib, jedem andern Manne zum Trotz hätte ich dich festgehalten.

Erschrick nicht! Friedrichs Glück ist mir heilig, und in Deinen Händen, Du Kluge, Wohldisziplinierte, weiß ich das Trugbild, das er für Wahrheit nimmt, wohl behütet. Ob es Dir schwer fällt, dies Scheinleben zu führen? Ich kenne euch Frauen nicht, weiß nicht, wie tief euch die Dressur in Fleisch und Blut übergehen kann. — Vielleicht, wenn ich statt Friedrich gekommen wäre, um Dich zu werben, hättest Du mich trotz unsrer Liebe verschmäht! Ich gehe steinige Wege, und Deine Füßchen sind zart, und Du trägst feine Schuhe.

Warum ich Dich liebe? Wer so fragt, weiß nicht, was Liebe ist, ich habe das auch jetzt erst erfahren. Genug davon; Du hast mir gezeigt, wie man sich fassen muß; die Nymphe war Meduse geworden.

Fortgehen! Mit welcher Bestimmtheit Du das sagtest, ohne zu fragen, ob ich es wollen kann! Wollen wir überhaupt? Ist nicht alles Müssen? Ich mußte in die Heimat zurück, weil Du, mein personifiziertes Schicksal, hier auf mich wartetest; ich mußte nach Graudorf, und jetzt muß ich „fortgehen". — Selbst wenn ich die „Trockenen Blumen" spielte, war es ein Müssen, eine Ahnung. „Und wenn sie nun wandelt am Hügel vorbei." — Lebewohl, Ursa, möge Dir nicht zu schwer werden, was Du mußt.

Ludwig.

* * *

Abends. Unsre Eßstunde war gekommen, aber Friedrich blieb aus; trotz der Mittagsglut machte ich mich auf, um ihm entgegenzugehen, und stieß, als ich die obere Gartenthür erreichte, mit Sievers, dem Waldwärter, zusammen. Der Herr würde nicht zu Tische kommen, sagte er, Herr Ludwig hätte ein Unglück gehabt.

„Tot!" schrie ich auf. Jetzt verstand ich den Brief. „Wo ist er?" fügte ich hinzu; ich hatte keine Thräne. „In meinem Hause; der Herr ist bei ihm," antwortete der Alte. Ohne seinen Widerspruch zu beachten, ging ich, so schnell es

die zitternden Glieder erlaubten, dem Waldhause zu, und er berichtete:

Ludwig wäre gestern nachmittag nach Bärenstein gegangen, erst heute früh wiedergekommen, hätte sich, wie gewöhnlich, an den Schreibtisch gesetzt und dann, allem Anschein nach, seine Büchse reinigen wollen. Während er sie von der Wand genommen, müsse er ausgeglitten sein; Sievers' Frau hätte in der Unterstube ein Poltern gehört, einen Schuß, einen Fall, und als sie hinaufgestürzt wäre, hätte sie Ludwig tot gefunden. Die Kugel war ihm durch den Kopf gegangen.

Wie der Weg sich dehnte! Endlich war ich am Ziele, schleppte mich die Treppe hinauf und trat in die Thür, die Sievers stumm geöffnet hatte. Am gegenüberliegenden Fenster stand, mit Büchern und Papieren bedeckt, Ludwigs Schreibtisch; jetzt saß Friedrich da, mit aufgestütztem Kopfe. Als er mich erblickte, fuhr er auf. „Ursa, um Gotteswillen!“ Aber ich ließ mich nicht abwehren, umklammerte seinen Arm, drückte den Kopf an seine Schulter und flüsterte: „Ich mußte kommen!“ — „Wie gut du bist!“ sagte er gerührt — es war kaum auszuhalten — und dann traten wir an das Bett im Hintergrunde, und als ich auf das geliebte, jetzt so friedvolle Antlitz niedersah, konnte ich weinen.

Später gab mir Friedrich den Brief, den er auf dem Schreibtische gefunden hatte. Er enthielt nur die Worte:

„Lieber Friedrich! Du hattest recht, mir nicht zu trauen. Ich habe wieder gespielt und bezahle den Verlust meiner Ehre mit dem Leben. Verzeih mir.“

„Ursa, gehe du auch nicht mit ihm ins Gericht!“ bat Friedrich, als ich gelesen hatte. Was hätte ich darum gegeben, ihm angesichts des Toten alles zu gestehen! Aber wie Ludwig, um das Glück des Bruders zu erhalten, gestorben ist, so muß ich schweigen und muß mir Mühe geben, scheinbar in alter Weise weiter zu leben.

Graudorf, 5. September 1885.

Gott ist barmherzig! Tage und Wochen sind mir im Halbbewußtsein der Krankheit vergangen, und keinen nimmt es wunder, daß ich nun das Leben erst wieder lernen muß. Aber auch Friedrich hat die Sorge um mich den Tod des

Bruders tragen helfen, seine Freude über meine Genesung thut uns beiden wohl, mein stiller Gram ist aber jetzt schon so mit mir verwachsen, daß ich ihn nicht mehr als ein Fremdes oder Feindliches empfinde.

Vor meinen Fenstern blüht eine Fülle bunter Herbstblumen; ich habe angeordnet, daß auch Ludwigs Grab damit bepflanzt wird, und wenn ich wieder ausgehen kann, will ich dem Toten „die Blümlein alle" bringen, die ich dem Lebenden nicht geben durfte. „Und wenn sie nun wandelt am Hügel vorbei" — die Weise verläßt mich nicht mehr.

Eben, meine liebe, liebe Anna, bringt mir Friedrich Deinen Brief. Da Du seine Bitte, mich zu besuchen, nicht erfüllen kannst, weil Dein Jüngstgeborenes noch nicht reisen darf, willst Du mir Aennchen schicken. Habe tausend, tausend Dank und küsse die liebe Kleine, die sich auf Tante Ursa freut. Sie soll sich nicht getäuscht sehen; ich will nach Kräften sorgen, daß sie sich in meinem Hause wohl fühlt. Und vielleicht, wenn mir das gelingt, erbarmst Du Dich meiner Einsamkeit und läßt sie mir. Jetzt kannst Du sie mir anvertrauen. Alle Ansprüche des Herzens sind mir verständlich geworden, und alle Märchenträume der jungen Seele sollen mir heilig sein. — Jedenfalls erkläre ich mich morgen gesund genug, daß Friedrich reisen kann, um die Kleine zu holen. Lebe wohl und habe Dank, Du gibst mir Freude wieder.

Deine

Ursula.

Ende.

sie deutsche Leser ganz besonders anmuten werden.

Simson und Delila. Von Anne Bock. 2 Bände.

Ein frisch und keck geschriebener Künstlerroman von ergreifender Schicksalsführung und leidenschaftlich bewegter Handlung.

Die gelbe Rose. Von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen.

Ganz auf seiner Höhe zeigt sich der große ungarische Erzähler in diesem Roman, worin er das Leben der Pußta mit ihren Csikós und Gulyás in farbenprächtigen, poesievollen Bildern an uns vorüberziehen läßt.

Verloren. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Eine gemütvolle, rührende Geschichte, die mit sittlicher Reinheit die bekannten Vorzüge der modernen französ. Schule verbindet.

Zwei Herren. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die beliebte Erzählerin weiß uns in ihrer liebenswürdigen Art mit den Personen ihres spannenden Romans so vertraut zu machen, daß wir am Schlusse wie von alten Freunden mit Bedauern von ihnen Abschied nehmen.

Eine Schultragödie. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen.

de Amicis, der wie Farina längst seine deutsche Gemeinde hat, zählt zu den ernsten Realisten. Seine Schilderung italienischen Schullebens und der auf diesem Boden erwachsenden ergreifenden Konflikte ist von thatsächlicher wie künstlerischer Wahrheit.

Schiffe, die nachts sich begegnen. Von Beatrice Harraden. Aus d. Engl.

Ein ungewöhnliches, zum Nachdenken anregendes Buch, das trotz seiner düsteren Grundstimmung den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt und das in England und Amerika einen sensationellen Erfolg davongetragen hat.

Susi. Von Friedrich Spielhagen. 2 Bände.

„Susi“ ist ein vollwertiges Kunstwerk, eine der besten Schöpfungen des Altmeisters, der darin eine verblüffende Jugendlichkeit und eine ungeschwächte Gestaltungskraft bekundet.



